It. sing. 1443 h
(3.

C

Briefe über die Schweiz

von

[hristoph]
C. Meiners,

Professor der Weltweisheit auf der Universität zu Göttingen.

Dritter Theil.

(Mit Kupfern.)

Wien,

gedruckt und verlegt bey F. A. Schrämbl.

1792.

Wb/65/2861

Bayerische
Staatsbibliothek
München

18

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Fortsetzung des siebenten Briefes.

Altorf, am 3. Aug.

Ich glaube kaum, daß man die zehn Stunden von Hospital bis Altorf schneller machen kann als wir, indem wir sie fast in eben so viel Stunden Zeit gemacht haben, ungeachtet wir im Steg, wo wir wieder zu Mittage aßen, mehrere Stunden ausruheten. Als wir heute Morgen von Hospital fortgingen, hatte zwar der Regen aufgehört; allein es schien, als wenn er in der nächsten halben Stunde wieder anfangen würde. Die Seiten der Berge im Urseren-Thale waren mit drohenden Wolken behangen, und gegen das Urnerloch hin hatte sich ein so dicker Nebel gelagert, das man statt des Felsens eine große Schneewand zu sehen glaubte. Auch jenseit des Urnerlochs blieben die Felsen noch lange mit

Nebeln, wie mit weißen Mänteln, bekleidet, und nur hin und wieder streckten sie ihre nackten und schwarzen Glieder durch das zerstörbare Gewand durch. Endlich aber drückte die Sonne alle Dünste nieder, und der Himmel wurde eben so heiter, als er vorgestern gewesen war. Wir bemerkten auf dem Rückwege zwar nichts neues, allein die wiederhohlte Beobachtung prägte uns doch alle Eigenthümlichkeiten dieses Weges noch tiefer ein. Die wenigen Merkwürdigkeiten von Altorf können Sie, wenn Sie wollen, im Schweizer Almanach lesen, und ich will Ihnen daher nur noch einige Bemerkungen über die Urner selbst mittheilen. Beide Geschlechter in Uri sind weder so schön, noch so groß, noch so schweizerisch von Ansehen, als die Unterwaldner oder übrigen Schweizer. Man trifft hier weit mehr als in Unterwalden italiänische Züge, Gesichtsfarbe, Haare, Augen und selbst Bildungen an. Die Kleidung ist ungefähr wie in Unterwalden; nur tragen die Urnerinnen weder solche Hüte noch Coeffüren als die Unterwaldnerinnen, sondern winden ihre unbedeckten Haare wie die Straßburgerinnen in Flechten auf dem Kopfe zusammen. Die Urner und Unterwaldner sind die ruhigsten unter den kleinen Völkerschaften der Schweiz, und lassen sich daher von

ihren rechtmäßig erwählten und regierenden Magistratspersonen am leichtesten leiten.

Zum rothen Thurm im Kanton Schweiz, am 4. Aug.

Als wir heute Morgen Altorf verließen, hofften wir noch Einsiedeln zu erreichen; wir wurden aber durch ein plötzliches Ungewitter unter Wegs aufgehalten, und mußten hier im Wirthshause zum Ochsen einkehren, welches Zeichen in den Hirtenkantonen sehr häufig ist. Die Fahrt von Flüelen nach Brunnen im Kanton Schweiz war fast ganz dieselbige, welche wir schon ein Mahl auf der Herreise von Buochs gemacht hatten. So bald man den Fuß bey Brunnen ans Land setzt, so merkt man, daß man in einer ganz andern Natur sey, als wovon man bisher umgeben war. Das Thal, in welchem dieser Flecken und der Hauptort Schweiz liegt, erhebt sich sanft von dem Ufer des vier Waldstädtersees bis an die Reihe von Bergen, unter welchen die Schweizerhacken die höchsten sind. Dieß Thal ist nicht allein offener, heiterer und freyer, sondern auch reicher, bebaueter und bevölkerter als irgend eines, welches ich in Unterwalden und Uri gesehen habe. Die

trüben und wilden Bergwasser, die engen beklemmenden Thäler, die himmelhohen, gleich zur Seite des Wanderers sich erhebenden Berge, die entsetzlichen Felswände und deren Trümmer, die ewigen Gletscher und Schneemassen hören hier auf ein Mahl auf, und man ist dagegen in ein schönes Amphitheater versetzt, wo man allenthalben ruhige Krystallhelle Bäche, fette, mit unzähligen Fruchtbäumen besetzte Wiesen, fruchtbare und lachende Alpen, prächtige Kirchen und Flecken, und meistens städtische und mit Ziegeln gedeckte Häuser sieht. Nur jenseit des Waldstädtersees ragen hin und wieder beschneyte Gipfel hervor, denn die Schweizerhacken, die bey unserer Ankunft in Zürch noch ganz weiß waren, hatten jetzt keinen Schnee mehr. Weil es gerade Sonntag war, so sahen wir allenthalben ganze Gemeinden aus der Kirche kommen, oder sich bey der Kirche versammeln, oder doch Haufenweise vor den Häusern sitzen. Ich habe die Schweizer und Schweizerinnen zwar schöner, weißer und größer gefunden als die Urner und Urnerinnen, aber nicht so schön und stark und gewandt als die bernischen Oberländer. Dagegen stehen die Offenheit, Entschlossenheit und der Muth, ein Mahl gefaßte Entschlüsse durchzusetzen, wodurch sich dieß Volk von jeher ausgezeichnet

hat, mit viel stärkern Zügen auf den Gesichtern, besonders der Männer, geschrieben als auf den Gesichtern seiner Nachbarn. Unter den jungen Leuten schienen mir die Mädchen geistreichere und ausdrucksvollere Gesichter zu haben als die Jünglinge. Die erstern sind in Ansehung der Form des Gesichts den Unterwaldnerinnen ähnlich, durch Kleidung und Putz aber unterscheiden sie sich auf eine vortheilhafte Art von ihnen. Mieder und Röcke sind wie in Uri und Unterwalden, aber reinlicher und im Durchschnitte auch prächtiger. Das zusammengeflochtene Haar deckt ein kleines Hütchen, das immer mit einem Bande umwunden ist. Ein anderes zierliches Bändchen befestigt die weißen Hemdeärmel über dem Elbogeu, welches viel leichter und freyer aussieht, als wenn die Ärmel unter dem Elbogen zugebunden sind. Schweiz übertrifft alle übrigen Flecken, die ich bisher in den kleinen Kantonen gefunden habe, so wohl an Schönheit als an Reinlichkeit der Straßen und Gebäude. Im Gasthofe zu Rößlein wurden wir wieder nach deutscher oder fast bernischer Art bewirthet. Gleich nach Tische besuchten wir den Herrn Landammann Hedlinger, bey welchem man die Arbeiten seines Schwiegervaters, des berühmten Künstlers, am vollständigsten an-

trifft. Er zeigte und erklärte uns diese Schätze mit eben der Gefälligkeit, die schon mehrere Reisende gerühmt haben. Zu den seltensten Stücken gehört eine Medaille auf Ostermann, und ein memento mori, worüber der große Hedlinger starb. So wohl in diesen als in den übrigen Werken des großen Medailleurs bewunderte ich die Erfindung immer noch mehr als die Ausführung, so unübertrefflich diese auch ist. Der Weg und die Gegenden zwischen Schweiz und Stein, und über den Sattel, einen in der Hitze schwer zu ersteigenden Berg, bleiben denen zwischen Brunnen und Schweiz sehr ähnlich. In Stein verweilten wir einige Augenblicke vor der Kapelle, die man dem edeln Stauffacher, einem der drey ersten Eidgenossen, die sich auf dem Rütli wider die österreichischen Tyrannen verschworen, zu Ehren errichtet und erneuert, aber noch nicht wieder bemahlt und beschrieben hat. Der Kapelle gegen über liegen die kaum kennbaren Ruinen des Hauses, wo der unsterbliche Befreyer seines Vaterlandes gewohnt haben soll, und die jetzt von einem Nußbaume beschattet werden.

Auf unserer ganzen Reise sind wir nicht so oft und so freymüthig angeredet worden, oder hat man uns auf unsere Fragen nicht so leicht und schnell geantwortet, und ein-

angefangenes Gespräch so gern fortgesetzt als im Kanton Schweiz. Die Landleute in diesem Kanton sind wenigstens unsern Erfahrungen nach viel mehr von ausländischen Angelegenheiten unterrichtet, und auch neugieriger darnach als die in Unterwalden und Uri. Der Grund liegt zum Theile in der größern Wohlhabenheit der Einwohner von Schweiz, zum Theile aber auch im Klima, dessen Wirkungen hier wie in vielen ähnlichen Fällen sehr sichtbar, wenn gleich unerklärlich sind. Die Schweizer, Appenzeller und Glarner sind unter den demokratisch regierten Völkerschaften der Schweiz, so wie die wohlhabendsten, also auch die aufgeklärtesten und geistreichsten, die am eifersüchtigsten über ihre Rechte, und am schärfesten über ihre Magistratspersonen wachen, und sie auch bey kleinen Versehen zur strengsten Rechenschaft ziehen. Nichts desto weniger lassen sich auch die Landleute in diesen Kantonen, wie es von jeher in allen Demokratien geschah, und billig geschehen sollte, von den weisesten und besten Mitbürgern ohne Widerspenstigkeit leiten, wenn diese nur unter einander einig und redlich gesinnt sind. Im Kanton Schweiz wohnen wie in den übrigen Kantonen gewisse Familien, die seit vielen Jahrhunderten die ersten Wür-

den der Republik bekleiden. Weil diese Würden nicht allein mit gar keinen Vortheilen, sondern mit großem Aufwande und Zeitverluste verbunden sind, so bewerben sich arme oder mittelmäßig begüterte Landleute nicht darum, sondern begnügen sich mit dem Vorrechte, sie Reichern und Bessern, als sie sind, geben zu können. Wenn sich aber ein Mahl eine Familie durch Reichthum und Verdienste zu den ersten Ehrenstellen erhoben hat wie die der Hedlinger und Reding, so ist es fast unwahrscheinlicher, daß sie wieder sinken werde, als es bey angesehenen und begüterten Häusern in aristokratischen Staaten ist. In den kleinen Kantonen ist nicht nur viel weniger Veranlassung zu verderblichem Aufwande und Familien zerstörenden Ausschweifungen als in den größern Städten, sondern es gibt auch Gründe für die Erhaltung des Wohlstandes und der Unverdorbenheit derselben, die sich in den Städten nicht finden. Der vornehmste unter diesen Gründen ist die Furcht, durch großen Aufwand sich den Neid und Haß des Vols zuzuziehen, das es immer übel empfindet, wenn diejenigen, die alles Ansehen von den gemeinen Landleuten empfangen, sich zu sehr über dieselben erheben wollen. So lange aber der Reichthum einer

regierenden Familie fortdauert, und die Sitten, Fähigkeiten und Kenntnisse ihrer Mitglieder nicht zu sehr verdorben oder zu mittelmäßig werden, so sind die Verdienste und Wohlthaten der Väter immer Grund genug, warum man die Söhne uud Enkel begünstiget, und ähnliche Verdienste und Wohlthaten von ihnen hofft. Zu den reichsten Einwohnern von Schweiz gehörten der verstorbene General Reding und der große Hedlinger, wovon der erste über 400000 Gulden und der andere ein noch größeres Vermögen nachgelassen haben soll; ein Vermögen, womit diese Männer sich in ihrem Vaterlande so viele Clienten verbinden konnten, als sie nöthig hatten, um ihren Rathschlägen und Entwürfen ein entscheidendes Übergewicht zu geben.

Der Kanton Schweiz ist vielleicht jetzt der einzige Staat in Europa, dessen Mitglieder zu den öffentlichen Bedürfnissen nicht allein nichts beytragen, sondern noch sogar ansehnliche Einkünfte vom Staate ziehen. Es war nähmlich von alten Zeiten her gewöhnlich, daß das Bundesgeld, welches Frankreich jährlich an die katholischen Kantone und also auch an Schweiz auszahlt, unter die Landleute vertheilt wurde. Dieses Bundesgeld betrug Anfangs so viel, daß

man einem jeden Landmanne und einem jeden seiner Söhne, selbst dem Säuglinge, zwey Gulden geben konnte. Als sich nun in der Folge während des langen und glücklichen Friedens, den die Schweiz schon mehrere Jahrhunderte genossen hat, die Bevölkerung vermehrte, reichten die französischen Subsidien zu der bisherigen Dividende nicht mehr hin. Kein Ammann aber wagte es, aus Furcht, sich und seine Familie verhaßt zu machen, auf die Verminderung des auszutheilenden Bundesgeldes anzutragen, und es blieb also nichts übrig, als die fehlende Summe jährlich aus andern Quellen öffentlicher Einkünfte: aus den geringen Zöllen, dem Ohmgelde, welches die Wirthe entrichten müssen, aus Strafgeldern u. s. w. herzunehmen. Eine andere Quelle von Einkünften für den gemeinen Mann sind die Landvogteyen, die zwar nicht öffentlich aber doch in der Stille, so sehr auch alle Bestechungen verboten sind, an den Meistbietenden verkauft werden, wiewohl es bisweilen geschieht, daß man Landvogteyen aus Mitleiden, oder um vornehme Bewerber zu demüthigen, an verdienstvolle aber arme Candidaten, sogar an gemeine Landleute, verschenkt. Ungeachtet man der Regel nach die Landvogteyen zu verkaufen pflegt, so dürfen sich deßwegen

doch die Landvögte nicht unterstehen, solche Erpressungen an den Unterthanen auszuüben, als in Monarchien meistens ungestraft geschieht, wo einzelne Lieblinge oder Mätressen die Verkäufer von Ehrenstellen, und dann auch die Beschützer der Bösewichter sind, die sie zur Bedrückung der Unterthanen gemißbraucht haben. Die Unterthanen der demokratischen Kantone werden zwar nicht so väterlich und milde regiert als die der aristokratischen, auch werden zum Besten der erstern nicht so große und kostbare Unternehmungen ausgeführt als zum Wohle der letztern; allein gewiß würde das Volk ungerechte und gewaltthätige Landvögte eben so strenge bestrafen, als wenn sie für ihre Stellen gar nichts gegeben hätten.

Im Kanton Schweiz gibt es wie in allen andern Kantonen Aufwandsgesetze, zu deren Beobachtung aber die Vornehmsten mehr aus Furcht vor dem Volke als die Geringern aus Furcht vor der Strafe bewogen werden. Wenn der Vornehmere zu viel Aufwand macht, so zieht er sich ein größeres Übel, als die Gesetze nur drohen können, den Neid des Volkes, zu. Wenn hingegen die Geringern in ganzen Haufen die Gesetze beleidigen, die sie selbst gemacht haben; so darf keine Magistratsperson der fest-

gesetzten Strafe erwähnen, weil sie in einem solchen Falle als abgeschafft angesehen wird.

Eben die Ursache, welche die Vollziehung strenger Aufwandsgesetze hindert, nähmlich die zu große Macht des Volks und das zu kleine Ansehen der Magistratspersonen, eben diese Ursache hat auch die jährlichen Waffenübungen fast ganz abgeschafft oder noch mehr in Spielwerke verwandelt, als wozu sie in den aristokratischen Staaten herab gesunken sind. Auch soll die Lust zu ausländischen Kriegsdiensten, und die Zahl derer, die hinein gehen, mit jedem Jahre in den kleinen Kantonen abnehmen; so wie den auswärtigen Mächten Rekruten aus den aristokratischen Kantonen willkommner als aus den demokratischen sind, weil man die erstern leichter an eine strenge Zucht und Unterordnung gewöhnen kann. Jetzt geschieht das von selbst und aus natürlichen Ursachen, was der heilige Claus von der Flüe und alle echten Patrioten der ältern Zeiten nicht durch die rührendsten und bündigsten Vorstellungen gewinnen konnten: daß nähmlich die Schweizer die Künste des Friedens, Viehzucht, Wein- und Ackerbau, dem verderblichen Reißlaufen oder dem Verkaufe ihres Bluts und ihrer Arme an ehrgeizige

Fürsten vorziehen möchten. Im funfzehnten Jahrhunderte waren Kriegsdienste, besonders wegen der großen Beute, die sie in und nach den burgundischen Kriegen verschafften, einträglicher als die Künste des Friedens; jetzt hingegen ist es viel leichter durch Sparsamkeit und fleißigen Anbau des väterlichen Bodens mehr zu gewinnen als durch auswärtige Kriegsdienste. Ein alter derber Schweizer, der ein großer Bewunderer Friedrichs des Großen war, und von den Verbesserungen, die der Kaiser mit seinen Ländern vornimmt, Manches gehört hatte, gestand selbst, daß seine Landsleute vieles von ihrer alten Tapferkeit verloren hätten, und daß es ihnen wahrscheinlich jetzt nicht mehr gelingen würde, auf der Höhe von Morgarten, die wir vor uns hatten, ein eindringendes österreichisches Heer mit Steinen zurück zu schlagen.

Im Kanton Schweiz zeigt sich das Hirtenleben in seiner angenehmsten und ursprünglichsten Gestalt. Die Landleute sind hier im Ganzen vielleicht eben so wohlhabend und glücklich als in Appenzell und Glarus, und zugleich sind sie von allen den Begierden und Lüsten frey, welche Handel und Industrie unter den Appenzellern und Glarnern erweckt haben, oder bald erwecken

müssen. In Schweiz zieht die Viehzucht die ganze Aufmerksamkeit des aufgeweckten und seine Nachbarn in Uri und Unterwalden an Thätigkeit übertreffenden Einwohners auf sich, und eben daraus muß man es vielleicht erklären, warum das Schweizervieh das größte unter allen ist, ungeachtet die Alpen des Kantons von denen anderer Kantone an Güte übertroffen werden. Dieß letztere muß man wenigstens daraus schließen, daß die Schweizerkäse weder so theuer noch so berühmt sind als die aus vielen andern Gegenden. Wenn man die Erziehung und Lebensart der Schweizerkühe erzählen hört, so wundert man sich nicht mehr, daß das Schweizervieh größer als anderswo sey. Zuerst erhalten die jungen Kälber fast alle die Nahrung ohne Abzug, welche die Natur ihnen bestimmt hatte, und sie werden daher den ganzen Winter durch ganz allein mit Milch genährt. Im Frühlinge treibt man die Herden in die frühesten und fettesten Wiesen, wo man für jedes Stück großes Vieh in einer einzigen Woche zwey Gulden bis einen neuen Thaler Grasgeld bezahlen muß. Wenn das erste junge Gras abgefressen ist, so fährt man (dieß ist der eigentliche Ausdruck) in die höhern Gründe und Wiesen, wo das Vieh

abermahls frische Weide findet. Von den höhern Wiesen erhebt man sich zu den niedrigen Alpen, und von diesen zuletzt auf die höchsten Berge, von welchen man gegen das Ende des Sommers oder den Herbst eben so herab steigt, als man hinan gestiegen war. Die Wiesen werden also zwey Mahl, nähmlich im Frühlinge und im Herbste, abgeätzt, und dennoch geben sie eine doppelte reiche Heuernte. Wenn man anderswo die Kälber eben so lange und reichlich mit Milch nährte, und die Herden eben so oft auf frische Weiden triebe und in beständiger Bewegung erhielte, so würde man, wenn auch nicht so großes Vieh als in der Schweiz ziehen, doch gewiß die Racen allmählich und merklich veredeln. Selbst in Schweiz und in den übrigen kleinen Kantonen ist das Vieh, welches man zur täglichen Nothdurft nahe bey den Häusern oder Dörfern behält, und nicht die beständig abwechselnde Nahrung und veränderte Luft auf den Alpreisen genießen läßt, eben so klein als in Deutschland. Bey derselbigen Nahrung und Lebensart bleibt aber doch auch in denselbigen Kantonen und Herden immer ein mächtiger Unterschied unter den einzelnen Stücken Vieh, so wohl in Rücksicht auf Größe als auf Ergiebigkeit. Im

Durchschnitte gibt eine Kuh, die auf den Alpen im Kanton Schweiz weidet, sieben bis acht Maß Milch oder doppelt so viel Quartiere, einige aber auch zehn bis funfzehn Maß. Nach diesem Verhältnisse werden Senten oder Herden von dreyßig bis vier und dreyßig Kühen, das Stück zu zehn und eine halbe Caroline, einzeln ausgesuchte Kühe aber zu funfzehn, zwanzig bis fünf und zwanzig Carolinen verkauft. Die Milch ist am kräftigsten, wenn die Kühe das kleinste, und am schwächsten, wenn sie das größte Maß geben. Von hundert Maß Milch erhält man hier nicht funfzig, sondern nur fünf bis sechs und dreyßig Pfund Käse, der alsdann am besten wird, wenn man ihn halb aus frischer oder warmer, und halb aus solcher Milch macht, die fünf Stunden gestanden hat. Im Kanton Schweiz gibt es noch viele Menschen, selbst wohlhabende, die in ganzen Monathen weder Brot noch Fleisch essen, und sich ganz allein von Milch, oder vielmehr von frischem, durch eine gelinde Wärme geronnenen Rahme nähren. Drey große Löffel von solcher fetten Milch machen alle Nahrung aus, welche die stärksten Männer, wenn sie sich einmahl an diese Milchspeisen gewöhnt haben, den ganzen Tag zu sich nehmen. So wenig

Nahrung würde gewiß nicht hinreichen, wenn nicht die Arbeiten des Hirten so gelinde wären, und so fette Speise würde wieder die Hirten tödten, wenn nicht der beständige Genuß der reinen und scharfen Bergluft die Verdauung beförderte und die Drüsen offen erhielte.

Einsiedeln, am 5. Aug.

In einer Viertelstunde werden wir die Heiligthümer und Merkwürdigkeiten des Klosters besehen. Bis dahin will ich mein Tagebuch bis hierher fortsetzen.

Wir saßen gestern Abends eben am Tische, als wir auf ein Mahl, selbst bey einem starken Regen, ein heftiges Lärmen in unserer Nachbarschaft hörten. Auf unsere Frage, was dieses bedeute, antwortete man uns, daß eine Gesellschaft von jungen Leuten aus dem Dorfe sich versammelt habe, dreyen Mädchen, die Liebhaber aus einem andern Dorfe eingelassen hätten, gleichsam ein komisches Ständchen zu bringen, und sie für die Untreue zu strafen, die sie an den Jünglingen ihres Dorfs begingen. Die eifersüchtigen Liebhaber ahmten nicht nur das Geschrey und die Stimmen von allerley

Thieren nach, sondern hielten auch mit verstellten Stimmen Unterredungen, die sich auf den gegenwärtigen Fall bezogen, von welchen wir aber leider nichts verstehen konnten. Wahrscheinlich würde man die glücklichen Freyer übel behandelt haben, wenn sie sich durch Spott und Drohungen hätten bewegen lassen, sich aus den Armen ihrer Mädchen los zu reissen.

Der Weg vom rothen Thurme bis Einsiedeln ist sehr bequem, die Gegend aber ist viel weniger fruchtbar und schön als in den übrigen Theilen des Kantons Schweiz. Man sieht nur seltene und weniger gut gebaute Dörfer und Häuser, keine hohe Alpen und gar keine Fruchtbäume mehr. Ehe Einsiedeln gestiftet war, muß diese Gegend, wie das Thal, in welchem das Kloster liegt, eine furchtbare Wildniß gewesen seyn. Auf dem ganzen Wege begegneten uns kleinere oder größere Scharen von Pilgern aus allerley Kantonen, von allerley Geschlecht und Altern, die meistens laut an ihren Rosenkränzen betheten. In der katholischen Schweiz hält es der Landmann fast für eine unverletzliche Pflicht, jährlich oder doch in seinem Leben mehrmahls zu der heiligen Mutter Gottes in Einsiedeln zu wallfahrten und sich Ablaß zu hohlen. Maria Ein-

siedeln ist nach dem Zeugnisse vieler Reisenden das ähnlichste Nachbild von Loretto, und ich glaube, daß es sich viel länger als das letztere erhalten, wenigstens seine Schätze bewahren werde. Alles lebt hier vom Kloster und von Pilgern, und ganz Einsiedeln ist ein Haufen von Wirthshäusern, deren ausgehängte Zeichen einen seltsamen Eindruck auf einen Reisenden machen, der noch nie einen aus bloßen Wirthshäusern bestehenden Ort gesehen hat.

Ägeri, im Kanton Zug an dem Abende desselbigen Tages.

Jetzt habe ich die innere Schweiz oder die kleinen Kantone so weit gesehen, als es meine Umstände erlaubten. Ich wollte noch von Schweiz auf Appenzell, und von da über St. Gallen und Zürch zurück kehren; weil ich aber nirgends, nicht einmahl in Schweiz, Briefe oder Nachrichten aus Nidau gefunden habe, so eile ich nach diesem Städtchen zurück, wo ich in drey Tagen zu seyn denke. Die nicht gesehenen oder nicht genau beobachteten Theile der Schweiz will ich für eine künftige Reise aufsparen.

Einsiedeln enthält eine der größten, aber

geschmacklosesten Sammlungen von heiligen Kostbarkeiten in ganz Europa. Das Kloster selbst, besonders wenn man es in einiger Entfernung ansieht, und die Fehler des Details nicht genau unterscheiden kann, macht in der That einen prächtigen Eindruck. Zuerst fällt das Auge auf einen schönen Brunnen, der durch ein Bild der heiligen Jungfrau wunderthätige Kräfte erhalten soll. Nicht weit hinter dem Brunnen steht ein halber Zirkel von Krambuden, in welchen man heilige Schnurrpfeifereyen, Rosenkränze, Kreuze und Glöckchen, Marienbilder u.s.w. um einen unglaublich geringen Preis verkauft. Ohne diesen Halbzirkel würde, scheint es, der breite und sanft sich erhebende Plaz, der vor dem Kloster ist, zu groß oder zu öde seyn. Das Kloster selbst liegt auf einer Anhöhe, welche Lage den Eindruck des Ganzen nicht wenig verstärkt. Das Hauptgebäude oder das Hauptstück der an einander hangenden Gebäude ist die Kirche selbst mit den Thürmen, die sich an ihren beiden Seiten empor heben, und von welchen das eigentliche Kloster oder die Wohnungen der Conventherren fortlaufen. An den Enden des Hauptgebäudes stehen zwey etwas heraus gebaute Pavillons, hinter welchen unermeßliche Seiten- und Haushaltungsge-

bäude aufgeführt sind. Die Thüren der Kirche und die Fenster in den Zimmern sind zu klein; noch beleidigender aber ist die kleine Krambude, die an der Seite des Eingangs in die Kirche angelegt ist, in welcher ein Mönch Andachtsbücher, geweihte Kerzen, Bilder u. s. w. verkauft. Der Garten ist klein und schlecht, und voll von Spuren einer mönchischen Haushaltung. Die sichtbarste war ein rothes Bret, womit die grüne Gartenthüre geflickt oder zusammen geheftet war. Beym ersten Eintritte in die Kirche erblickt man das prächtige marmorne Gehäuse, womit im Anfange des letzten Jahrhunderts ein Erzbischof von Salzburg die innere, der Sage nach von Gott selbst geweihte und erbaute Kapelle eingefaßt hat. Ungeachtet wir die ungünstigste Jahreszeit trafen, wo die Feldarbeiten den Landmann am allermeisten verlangen, so fanden wir doch viele Pilger, von denen einige in der Kapelle selbst vor dem Angesichte des wunderthätigen Bildes, andere an der äussern marmornen Wand knieten. Am aufmerksamsten beobachtete ich diejenigen, die ihre Arme in die Höhe hoben, um ihre Finger in fünf Löcher zu stecken, von welchen man glaubt, daß die Gottheit sie als Spuren ihrer Allmacht in einen zur Sicherheit

mit Metall bekleideten Stein eingedrückt habe. Alle, die sich diesem Denkmahle näherten, thaten es mit einem Zutrauen, als wenn sie die Gottheit selbst berührten, und einen Theil ihrer Kraft in ihre Seelen und Leiber leiten könnten.

Das wunderthätige Marienbild ist, wie die ältesten und heiligsten Statüen unter allen Völkern waren, von Holz und auch eben so schwarz und mittelmäßig gearbeitet als diese.

Fast scheint es, als wenn ihre Diener es selbst gefühlt hätten, daß der gänzliche Mangel äußerer Reize durch Glanz der Kleidung und des Schmucks auf eine gewisse Art ersetzt werden müsse. Die heilige Jungfrau wird jede Woche neu bekleidet, und mehrere ihrer Gewänder sind so prächtig, daß keine Königinn der Erde es von dieser Seite mit der Himmelsköniginn in Einsiedeln aufnehmen kann. So wohl neugierige als andächtige und raubsüchtige Pilger werden durch ein Gitter gehindert, sich dem Bilde und seinem Schmucke ganz nähern zu können. Dieß heilige Bild steht in einem feyerlichen Helldunkel, wo man mehr mit der Phantasie als mit den Augen sieht. Der große in Meiland verfertigte Altar und mehrere kleinere aus inländischem Marmor sind prächtig,

allein diese vergißt man ganz, wenn man in die Schatzkammer der Mutter Gottes geführt wird. Hier sieht man außer unzähligen andern Kostbarkeiten Gewänder der heiligen Jungfrau, die über und über dicht mit Perlen gestickt sind, und unter denen eines allein fast zwey Mahl hundert tausend Stück enthalten soll; eine zehnpfündige goldne Monstranz, die mit Hunderten von Diamanten, Rubinen und allen andern Arten von Edelsteinen besetzt ist; Rosenkränze von Ambrastücken; eine einzige Perle, die fast so groß, als eine kleine wälsche Nuß, aber unregelmäßig gestaltet ist, u. s. w. Kein anderes Kloster hat vielleicht einen so großen Vorrath von goldenen und silbernen Heiligen, Kindern und Gliedmaßen, an welchen die Mutter Gottes Wunder gethan hat; vorzüglich aber an gräßlich schön aufgeputzten Gerippen und Gebeinen von Heiligen beiderley Geschlechts. Unter diesen Gerippen fand sich auch das der heiligen Adelheid, einer Gemahlinn des Kaisers Otto, auf deren Brust man eine Thür angebracht hatte, die man öffnen und alsdann in das Innerste der Heiligen hinein schauen konnte. Ein scheußlicher Einfall, der nur aus dem Kopfe eines Mönchs, oder eines von Mönchen geleiteten Arbeiters kommen konnte! Der Pater, der

uns alle diese Heiligthümer zeigte, that es mit einer Innigkeit des Glaubens, als wenn er nicht einmahl ahndete, daß es in der Welt ungläubige Ketzer gebe, und daß auch wir dazu gehören könnten. Das Geschenk, welches man dem Pater für die Erlaubniß gibt, die Schätze des Klosters zu sehen, fällt dem letztern zu, oder wird wenigstens zur Verzierung des Klosters angewandt, und ich kann mir also auch schmeicheln, daß ich mein Scherflein zu den noch immer, wiewohl jetzt nur langsam sich häufenden Schätzen der Mutter Gottes beygetragen habe. Unter vielen Tausenden von Pilgern ist jetzt nicht einer, der dem Kloster andere Geschenke oder Vortheile zuwendete, als die etwa aus dem Verkaufe von Kerzen, Bilderchen oder Andachtsbüchern gezogen werden. Mich wunderte es, daß man bey der Vorzeigung der außerordentlichen Reichthümer nicht mehr Vorsicht brauchte, als man gegen uns, die wir ganz unbekannt waren, zu beobachten für nöthig fand. Wenn unsre Gesellschaft, die aus vier Personen bestand, einen Anschlag auf die überflüssigen Schätze der heiligen Jungfrau gehabt hätte, so würde es uns leicht gewesen seyn, den Pater, der sie uns aufschloß, den Küster, der ihm half, und einen Schuster, der unser Cicerone war, zu

überwältigen, oder aus dem Wege zu schaffen, ohne daß man es in der Kirche oder im Kloster gemerkt hätte. Als wir aus dem Schatzgewölbe heraus kamen, wurde im Kloster gespeist, und wir hatten also eine Stunde Zeit, die umliegende Gegend zu untersuchen. Als wir uns nachher zur bestimmten Stunde einfanden, um die Bibliothek zu besehen, mußten wir oft klingeln, ehe wir eingelassen wurden. Wir baten mehrere vorübergehende Herren aus dem Kloster, den Bibliothekar von unsrer Gegenwart zu benachrichtigen; allein keiner schien Gefälligkeit gegen Fremde, oder auch nur eine freundliche Antwort unter seine Pflichten zu zählen. Dieser kalten Begegnung hätten wir sehr leicht ausweichen können, wenn wir uns bey dem Herrn Abte, einem durch seinen Charakter und Aufklärung noch mehr als durch seinen Stand verehrungswürdigen und auch in der ganzen Schweiz verehrten Mann hätten anmelden lassen; allein wir waren in einem so zerrütteten Zustande, daß wir es nicht wagen mochten, uns einem geistlichen Herrn, der den Titel eines Fürsten des heil. röm. Reichs führt, vorstellen zu lassen. — Endlich kam der Herr Bibliothekar, ein freundlicher Mann, der uns aber manche Frage nicht beantworten konnte oder

mochte. Er schätzte die ganze Bibliothek auf zwanzig tausend Bände, eine übertriebene Zahl, wenn mich mein Augenmaß nicht ganz trügt! Sie besteht größten Theils aus scholastischen, philosophischen und theologischen Büchern. So wohl von Newtons als Malebranches Werken waren einzelne Bände an einen gelehrten Pater gegeben, der sich von allen denen, die ich sah, sehr unterscheiden muß, und den ich wohl hätte kennen lernen mögen. Die Sammlung von Handschriften ist weder so groß noch so kostbar als in Reichenau und St. Gallen; ich sage Ihnen nichts davon, weil schon Verzeichnisse derselben gedruckt sind. In der kleinern oder Handbibliothek sahen wir einen Schweinskopf vollkommen in einem Sandsteine versteinert, und besonders die Zähne auf das allerdeutlichste ausgedruckt. Dieß merkwürdige Stück war erst vor kurzem gefunden worden. Der Reichthum des Klosters läßt sich daraus abnehmen, daß täglich zwey hundert und dreyßig Personen im Kloster speisen, unter welchen neunzig Patres oder Fatres und vier und zwanzig Schüler sind. Die griechische und hebräische Sprache, und sogar die Musik, sonst eine von den vornehmsten Beschäftigungen in Klöstern, werden bloß in den Ferien oder in den Erhoh-

lungsstunden gelehrt. Auch in Einsiedeln kann man sich überzeugen, daß die Lebensart in den Klöstern der Gesundheit des Leibes wenigstens eben so sehr als der Gesundheit der Seele zuträglich sey. Denn allenthalben begegneten uns runde ausgemästete Körper, volle blühende Gesichter, welche die selige Geistesruhe ihrer Besitzer verkündigten. Die Gegend, in welcher Einsiedeln liegt, muß nothwendig ein jeder Reisender traurig finden, er mag aus dem Zürcher, oder Schweizer, oder Zuger Gebiete kommen. Man sieht weder Weinberge, noch reiche Fluren, noch lachende durch Obstbäume verschönerte Wiesen, sondern einförmige Gründe und Alpen, die wahrscheinlich unfruchtbarer scheinen als sie wirklich sind. Die Gegend scheint aber auch nicht einmahl so öde, als die Einwohner selbst arm und träge sind, welches sie mit allen Einwohnern berühmter Wallfahrtsörter gemein haben. Weil die Einsiedler von dem, was Reisende und Pilger verzehren, oder von dem Ertrage heiliger Tändeleyen zur Noth leben können, so denken sie nicht daran, sich durch saure oder auhaltende Arbeiten Bequemlichkeiten und Überfluß zu verschaffen. Gleich dem ausgearteten Pöbel von Athen und Rom standen oder wandel-

ten vor dem Kloster Haufen von müßigen und mit schwarzen Mänteln behängten Männern umher, entweder um ihre lange Weile zu vertreiben, oder einem kleinen Geschenke aufzulauern, das sie durch die Dienste von Ciceronis erhaschen könnten.

Gleich nachdem wir Einsiedeln verlassen hatten, nahm ich mit inniger Rührung von meinem vortrefflichen Freunde und Gefährten auf der Reise durch die kleinen Kantone Abschied. Herr Professor Abel wandte sich rechts nach dem Zürchersee hin, den ich auf der nächsten Anhöhe in großer Ferne glänzen sah, und ich stieg wieder den Berg hinan, den wir heute herunter gekommen waren. Auf dem Jost, der Schweiz von Zug scheidet, sah ich noch viel deutlicher als auf dem Sattel das Schlachtfeld bey Morgarten, wo dreyzehn hundert schlecht bewaffnete Landleute 1315 die schwer bewaffnete österreichische Ritterschaft durch Steine, die sie vom Berge herab rollten, erst in Unordnung brachten, und dann mit großem Verluste zurück schlugen. Ägeri ist ein wohlgebauter Flecken im Kanton Zug, wo ich ein reinliches Wirthshaus und eine alte freundliche und vertrauliche Wirthinn gefunden habe, die sich nicht genug darüber wundern kann, daß ein so vornehmer Herr, als für welchen sie mich

ansieht, eine so weite und beschwerliche Reise aus bloßer Neugierde unternommen habe.

Lucern, am 6. Aug.

Zu meiner großen Freude habe ich jetzt das Ende meiner Fußreise erreicht, und bin schon mit dem Junker Meyer, Oberaufseher des Wegbaues im Lucernischen, der die meisten und besten Miethpferde hält, dahin überein gekommen, daß er mich in einem leichten einsitzigen, aber mit zwey Pferden bespannten Fuhrwerke übermorgen Abends nach Nidau liefern lassen soll.

Heute Morgen gingen wir gleich nach vier Uhr von Ägeri weg, und kamen bald nach sechs Uhr in Zug an. Die Menschen sind in dem letzten Kanton nicht so schön als in Schweiz, aber die Wiesen sind noch fruchtbarer, und die Obstbäume, die dieses Jahr auch hier fast gar nicht getragen haben, noch häufiger. In Zug ist, wie in den übrigen kleinen Kantonen, die Viehzucht die Hauptbeschäftigung der Einwohner; denn von Manufakturen habe ich nichts gehört, und der Weinbau ist unbedeutend. Weil hier aber die hohen Alpen ganz aufhören, so kann man des fetten Klees ungeachtet keine fette, sondern

nur magere Käse verfertigen; am meisten macht man Butter, die in alle benachbarten Kantone verkauft wird. Die Stadt Zug hat keine schöne, aber auch keine armselige und verfallende Häuser, und in Deutschland könnte sie für ein recht artiges Landstädtchen gelten. Es war mir lieb, daß ich hier in ein kleines bedecktes Schiff steigen, und mich bey der zunehmenden Hitze des Tages wieder erhohlen konnte; denn nun nachgerade fühlte ich eine allgemeine Erschlaffung der Muskeln oder eine Erschöpfung der Kräfte, die mich gegen alle heftigen Anstrengungen abgeneigt machte. Eben deßwegen fuhr ich beym Rigi vorbey, ohne in Versuchung zu kommen, ihn zu besteigen, so prächtig und ausgedehnt auch die Aussicht von seiner Höhe ist. Der Zugersee hat nichts Merkwürdiges für einen Reisenden, der die größten und meisten übrigen Seen der Schweiz befahren hat. Seine Ufer sind weder so sehr schön und fruchtbar als die des Boden- oder Zürchersees, noch so wild und romantisch als die des Waldstädter- oder Thunersees. Auf dem Wege von Immensee nach Küßnacht, wo wir uns wieder auf dem vier Waldstädtersee einschifften, war nichts Interessantes als Tells Kapelle an der hohlen Gasse. So wohl die schlechten Gemählde von Tells Thaten als die ehe-

mahlige Inschrift war größten Theils ausgelöscht oder verbleicht, und es that mir nicht weniger wehe, daß man hier die Verwüstungen der Zeit oder muthwilliger Menschen nicht wieder ausgebessert, als daß man in Steiu Stauffachers Kapelle noch nicht wieder ausgeziert hatte. Diese Vernachlässigung der heiligsten Denkmahle der Tapferkeit und Vaterlandsliebe dient dem Kanton Schweiz zum gerechten Vorwurfe, und bey dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, anzumerken, daß ich von der hohen Begeisterung, welche nach dem Berichte mehrerer Reisebeschreiber die Bewohner der kleinen Kantone bey der Erzählung der Thaten ihrer Vorfahren ergreifen soll, keine Spur gefunden habe. Ich glaube deßwegen nicht, daß die Reisebeschreiber erdichtet haben, oder daß Patriotismus in der Brust der Schweizer erstorben, sondern daß diese Tugend nur nicht mehr so allgemein sey, als sie im Anfange der Freyheit war. Die Fahrt von Küßnacht nach Lucern ist der von Buochs nach Flüelen und von Flüelen nach Brunnen gar nicht ähnlich, und man sollte kaum denken, daß man sich auf dem furchtbaren vier Waldstädtersee fände. Zwischen Küßnacht und Lucern ist der See viel weniger tief, und man sieht meistens den Boden in einer Tiefe von wenigen Schuhen.

Man ist nirgends zwischen unersteiglichen Felsenwänden eingeschlossen, und wenn sich hin und wieder auch felsige Ufer empor heben, so haben sie doch immer Küssen oder Bänke von feinem Grande vor sich, an welchen man ohne Gefahr landen könnte. Die Ruinen von Habsburg an dem rechten Ufer des Sees waren durch Gebüsche und Bäume so sehr versteckt, daß wir fast nichts als die Überbleibsel von Mauern sehen konnten, die von einem erstaunlichen Umfange sind. Auch in diesem Theile des vier Waldstädtersees liegen ungeheure Felsenstücke, unter welchen eines so hoch ist, daß man eine Kapelle, dafür hielt ich wenigstens das Gebäude, darauf erbauet hat. Wenn man in den Busen hinein fährt, an dessen Ende Lucern liegt, und der den Nahmen von dieser Stadt trägt, so hat man allerdings eine herrliche Landschaft vor sich. Die allmählich sich erhebenden Ufer sind an beiden Seiten mit schönen oder bequemen Landhäusern besetzt. Die Stadt, die an einem sanften Abhange erbauet ist, scheint von der Ferne viel schöner und größer, als sie wirklich ist, wozu die vielen Thürme in ihren Mauern nicht wenig beytragen. Am allermeisten aber heftet sich das Auge auf dem gewaltigen Pilatus, der von dieser Seite betrachtet einen tiefern Eindruck

als von jeder andern macht, weil man den höchsten Bergen entrückt ist, und alle benachbarten übrigen Hügel und Anhöhen nur Zusätze oder Verkündiger der Größe des Pilatus sind, in dessen Einödden und Klüften sich noch Gemsen aufhalten. Wir kamen ungefähr gegen Mittag im Hafen von Lucern an, und hier erblickte ich seit vierzehn Tagen die ersten Frachtwägen mit nicht geringerm Vergnügen und Aufmerksamkeit wieder, als wenn ich dergleichen in vielen Jahren nicht gesehen hätte. Ich fühlte mich jetzt wieder in einem Lande, wo man nicht bloß zu Fuße, oder zu Pferde, oder in Schiffen reisen darf, welche letztere die Einwohner in den kleinen Kantonen ihre Kutschen zu nennen pflegen. In Lucern fand ich endlich einen Brief, den ich schon so lange erwartet hatte. Gleich nach Tische besuchte ich den Herrn General Pfyffer, um eine der größten Merkwürdigkeiten der Schweiz, die Darstellung eines großen Theils seines Vaterlandes, zu sehen.

Da Sie dieses berühmte Werk schon aus dem Schweizer Almanach kennen, so will ich nur noch einige Bemerkungen und Berichtigungen hersetzen. Der Herr General hat unter den hohen Gebirgen nur allein die Unterwaldner, Engelberger, Urner, Glarner und Schweizer Berge ausgearbeitet; die höch-

sten unter allen, die bernischen und savoyischen fehlen noch ganz. Er hält ferner das Schreckhorn für den höchsten unter allen, wiewohl er selbst gesteht, daß er den Montblanc noch nicht genau, sondern nur mit den Augen gemessen habe. Die Materie der Gebirge, die man in seinem Werke sieht, besteht immer aus eben der Steinart, aus welcher die Gebirge selbst bestehen, und er hat sie alle mit beyspiellosem Fleiße nach den vorsichtigsten Messungen und auf der Stelle ausgearbeitet. Wenn ihm die geringsten Zweifel aufsteigen, so wiederhohlt er die beschwerlichsten Reisen so oft, bis sie alle gehoben sind, und auf diese Art hat er in seinem hohen aber muntern Alter den Titlis vier Mahle und zwar höher bestiegen, als Gemsjäger ihn gewöhnlich zu besteigen pflegen. Die Zusammensetzung der einzelnen Theile und die Materie, womit sie übergossen sind, um einem jeden die natürliche Farbe zu geben, sind so fest, daß man ohne Schaden auf dem ganzen Werke umher gehen könnte. Wenn man das Werk länger und öfter betrachtete, als ein Reisender es ohne Unbescheidenheit thun kann, so würde es gewiß zu den wichtigsten Schlüssen über die Richtungen, Gestalten und Höhen der Berge, über die Menge und Lage von Seen, über

den Lauf der Flüsse und Bäche, über die Anzahl und Vertheilung der Wälder, über das Maß von Bevölkerung u. s. w. Anlaß geben. Außer diesem Werke sind in Lucern wenige oder gar keine Gegenstände, die einen neugierigen Reisenden aufhalten könnten. Das Jesuitercollegium ist weitläuftig, aber man sieht, daß das Ganze Flickwerk ist. Weder die Hauptkirche, noch irgend ein anderes öffentliches oder Privatgebäude kann man prächtig nennen. In den bedeckten Gängen, die um die erstere angelegt sind, sieht man an den Wänden die Denkmahle der vornehmsten Familien und der würdigsten Männer, welche sie hervor gebracht haben. Unter diesen ist kein einziges ganz von Marmor, und nur an wenigen hat man die Inschriften in marmorne Tafeln gegraben. Auf einem dieser Denkmahle war der Tod mit einem Hut, auf einem andern mit einem Helme vorgestellt. Der Meglingerische Todtentanz auf der Mühlenbrücke hat zu wenig Licht, und steht zu hoch, als daß man ihn recht beurtheilen und die Schönheiten desselben empfinden könnte. Die Gemählde auf den beiden übrigen Brücken sind sich sehr ungleich, aber selten so vorzüglich, daß sie durch ihre Vortrefflichkeit die hinzugefügten elenden Inschriften gut machen könnten. Die Brücken selbst machen wegen

ihrer ungeheuern Länge in der Ferne einigen Eindruck, in der Nähe findet man sie enge, stinkend, ohne alle Pracht und hin und wieder dem Scheine nach nicht einmahl sicher, weil sie sehr mittelmäßig aus Holz gebauet sind.

Unter den lucernischen Dienstmädchen sah ich wenigstens eben so viele schöne und noch mehrere feine Gesichter als unter den Bernerinnen. Ihre Tracht hat viele Ähnlichkeit mit der solothurnischen, den Kopfputz ausgenommen. Die Haare sind entweder auf dem Kopfe zusammen gewunden und mit einem Instrumente befestigt, das an beiden Seiten wie ein Löffel hervor steht, oder sie sind auch dicht an den Kopf hinan frisirt und mit einer straßburgischen Haube bedeckt. Als ich die Stadt besehen hatte, entließ ich meinen bisherigen Führer, Werre aus Thun, mit wahrer Dankbarkeit für die Treue und Aufmerksamkeit, womit er mich auf der ganzen Reise geführt, und wo es nur in seiner Macht war, bedient oder Unannehmlichkeiten erspart hat. Gewiß würde ich nie einen andern Begleiter wählen, wenn ich die Schweizerreise auch noch zehn Mahl machen sollte.

Nidau, am 9. Aug.

Gestern bin ich glücklich in Nidau angekommen, und habe meine Frau so wohl als meine Freunde gesund und vergnügt wieder gefunden. Wahrscheinlich würde ich noch in einigen Tagen keine Lust haben, viel auszugehen, wenn das schlechte Wetter mich auch nicht zwänge, zu Hause zu bleiben. Ich will daher in der Ruhe, die ich jetzt genieße, mein bisheriges Tagebuch vollenden, und es alsdann sogleich mit der Post fortschicken.

Vorgestern fuhr ich schon früh um fünf Uhr von Lucern weg, und ich würde allein durch die sanfte, mit gar keiner Anstrengung verbundene Bewegung in einem leichten Fuhrwerke, die ich nach lange angespannten Kräften doppelt genoß, in einem behaglichen Gemüthszustande erhalten worden seyn, wenn ich auch nichts Merkwürdiges außer mir wahrgenommen hätte. Allein ich konnte mich lange an den prächtigen Fruchtfeldern, an den weiten Thälern, an den sanften Hügeln, und an der mit der bernischen übereinstimmenden Bauart der Häuser nicht satt sehen, von welcher die in den kleinen Kantonen ganz verschieden ist. So wohl in Unterwalden und Uri als in Schweiz und Zug sind die Häuser

zwar von Holz gebauet wie in der übrigen Schweiz, allein sie ruhen auf einer vier bis acht Schuh hohen Grundlage von Steinen, haben keine überhangende Dächer, und sind auch größten Theils, wenigstens in Schweiz und Zug, nicht mit Stroh, sondern mit Ziegeln gedeckt. Wegen der hohen Fundamente kann man nicht anders als durch Treppen hinein kommen, von welchen oft eine Gallerie an der Seite des Gebäudes wegläuft, worin man gegen allen Regen gesichert ist. Die Häuser in den kleinen Kantonen sind im Durchschnitte zwey bis drey Stockwerke hoch, und im letztern Falle laufen wenigstens um drey Seiten zwey Gallerien herum, auf welche man aus jedem Stocke oder Boden herab steigen kann. Viele Häuser haben an der einen Seite ein Anhängsel, das ungefähr so viel Raum einnimmt, als die überhangenden Dächer der bernischen Häuser einschließen würden, wenn man von dem Rande derselben eine Breterwand bis auf die Erde herab führte. Ich vermuthe, daß man in diesen Anhängseln Heu, oder andere Geräthschaften, so wie in den Behältern unter den Häusern im Sommer Milch und Käse aufbewahrt. In einem jeden Kanton sind die Häuser der Reichen größer und bequemer als die der weniger Begüterten; im Gan-

zen aber sind sie in Schweiz und Zug viel schöner als in Uri und Unterwalden. Das Land ist im Kanton Lucern allenthalben vortrefflich bebauet, und die Dörfer und einzelnen Wohnungen verrathen viel Wohlstand, wenn gleich nicht so viel als in verschiedenen Gegenden des Kantons Bern; allein Wege und Gasthöfe sind bey weitem nicht so gut als im Bernischen, und die Landleute lieben ihre Obrigkeit auch nicht so sehr als im letztern Kanton. So wenig die lucernischen Landleute ihre Unzufriedenheit gegen Fremde verbergen, so zurückhaltend sind sie mit den Ursachen derselben. Ich glaube aber immer, daß mehr ein stolzes und herrisches Betragen der Landvögte als wirkliche Bedrückungen die Unterthanen gegen ihre Obrigkeit aufbringen, weil Bedrückungen sich nicht bloß durch Klagen, sondern vielmehr durch das traurige Ansehen von Dörfern, Feldern und Einwohnern äußern. Der Sage nach sollen so wohl die Regierungen in Lucern und Solothurn, als die in Freyburg Ursache haben, auf ihrer Huth zu seyn, von welcher Furcht man im Bernischen gar nichts weiß. Die Tracht der lucernischen Bäurinnen zeichnet sich am meisten dadurch aus, daß die beiden Hälften ihrer Röcke von ganz verschiedenen Farben sind. Die Männer behalten noch

häufig die weiten Hosen der Freyburger, oder doch ihre kurzen Jäckchen bey, wodurch weder Beine noch Hüfte bedeckt werden. Als ich an dem Sempachersee vorbey fuhr, konnte ich den Wald und die Anhöhe sehr gut übersehen, von welchen die Schweizer herab kamen, als sie in die Scharen der Österreicher einbrachen, und den Erzherzog Leopold mit dem größten Theile seines Heeres erschlugen. Wenn ich nicht mehrere Stunden durch ein heftiges Gewitter in dem prächtigen Kloster St. Urban aufgehalten worden wäre, so würde ich den reichen bernischen Flecken Langenthal länger haben besehen können, in welchem der Luxus schon die Schätze wieder zu verzehren anfängt, welche Fleiß und Betriebsamkeit erworben haben. Ich brachte die Nacht in Herzogenbuchsee zu, wo mich so wohl die Bewirthung als Zimmer und Geräthe auf eine angenehme Art fühlen ließen, daß ich wieder im bernischen Gebiete sey. Ich erhielt in einer kleinen Stunde vier niedliche Gerichte mit einem delikaten Nachtische, welche mir um desto willkommner waren, da ich in Dammersellen fast nichts Eßbares erhalten hatte. Von Herzogenbuchsee bis Nidau fand ich nichts Merkwürdiges oder Neues, den Gasthof im letzten solothurnischen Dorfe ausgenommen, der an Un-

reinlichkeit alles übertrifft, was ich bisher in Deutschland und in der Schweiz gesehen hatte. So groß das Haus auch war, so war es doch in allen Zimmern und Winkeln mit einem so unleidlichen Geruche verpestet, als wenn es ein ungeheurer Abtritt gewesen wäre.

Nachdem ich jetzt mein Tagebuch geendigt habe, so will ich Ihnen noch einige abgerissene Bemerkungen mittheilen, für die ich im Journale keinen Platz oder Gelegenheit finden konnte, und die ich also bis an das Ende meiner Reise versparen mußte.

Aus Ihrem und anderer Freunde Briefen sehe ich, daß Sie in der ersten Hälfte des Julius mehr schlechte als gute Witterung gehabt haben; auch wir haben auf der ganzen Reise fast keine vier und zwanzig Stunden zugebracht, in welchen es nicht geregnet hätte; allein diese Regen fielen fast immer (den einzigen Tag, da wir auf dem Gotthard waren und die letzten Tage meiner Rückreise ausgenommen) in der Nacht, und anstatt uns aufzuhalten und beschwerlich zu seyn, reinigten und kühleten sie vielmehr die Luft ab.

Wegen der Fußsteige und Wege darf man in den gebirgigen Theilen der Schweiz nicht viel vom Regen fürchten. Weil sie fast alle

abhängig oder steil sind, und meistens über felsigen Boden gehen, so können sie durch die heftigsten Regen nicht sehr verdorben werden. Der günstigen und fast nie übermäßig heißen Witterung müssen wir es am meisten zuschreiben, daß wir unsrer starken und anhaltenden Märsche ungeachtet einen heitern Muth, frische Sinne, und stets erneuerte Kräfte zum Genusse und zur Beobachtung hatten. So gefährlich auch einige von den Wegen und Seen, durch und über welche wir gekommen sind, von den meisten Reisebeschreibern geschildert werden, so haben wir doch nicht den geringsten Unfall erlebt. Auch auf dieser Reise habe ich es oft bemerkt, daß die Beschwerlichkeiten und Gefahren der Bergreisen in der Schweiz fast immer übertrieben, und wie ich glaube, ohne den Vorsatz oder das Wissen der Reisebeschreiber übertrieben werden. Indem diese das, was sie gesehen und erfahren haben, recht lebhaft und sinnlich darstellen wollen, vergrößern und übertreiben sie, ohne es selbst zu merken.

Nichts wird Sie mehr befremden, als daß ich in den milchreichen Kantonen, deren einzige oder Hauptbeschäftigung Viehzucht ist, fast nicht ein einziges Mahl guten Rahm zum Kaffee und frische Butter gefunden habe. Nichts aber ist natürlicher als dieses. Weil

man die Milch mit größerm Vortheile (so denkt man wenigstens) in Käse als in Butter verwandeln kann, so findet man von der letztern gerade in den Gegenden am wenigsten, wo die besten Käse bereitet werden. Schweiz erhält seine Butter größten Theils aus Zug, und bezahlt das Pfund mit vier bis fünf Batzen. Fast eben so verhält es sich in den übrigen kleinen Kantonen. Aus ähnlichen Ursachen ist guter Rahm nicht weniger selten als frische Butter. Die Milch, welche man von den Herden auf den Alpen gewinnt, wird schon in den Sennhütten selbst in Käse verwandelt, und bleibt selten so lange stehen, daß sich recht fetter Rahm ansetzen könnte. Was man also von Milch und Rahm in den Dörfern und Flecken findet, erhält man von den wenigen Kühen oder kleinen Herden, die man zur höchsten Nothdurft bey den Häusern behält, deren Tribut aber so geringe ist, daß man fast niemahls unverdünnten Rahm bekommen kann.

Noch viel schlechter als die Milch und Butter war im Durchschnitte der Kaffee; der Wein hingegen, den man uns vorgesetzt hat, war meistens vortrefflich. In einem Theile von Unterwalden und Uri gibt oder trinkt man gewöhnlich italiänische Weine, in einem andern Theile von Unterwalden hingegen, in Schweiz,

Zug und Lucern meistens weißen oder rothen Elsasser, wiewohl ich auch in Schweiz Schaffhäuser, und in Ägeri recht guten Zürcher Wein getrunken habe. Ohne die köstlichen Forellen, die man allenthalben antrifft, würde man in manchen Wirthshäusern wenig oder gar nichts essen können; doch habe ich das Essen nicht so schlecht und die Raubsucht der Wirthe nicht so groß gefunden, als man mir beide beschrieben hatte. Wir sind auf unsrer ganzen Reise nicht ein einziges Mahl übersetzt oder unhöflich behandelt worden. Vielleicht aber trug hierzu unser ehrlicher Begleiter, der die Wege und Wirthe alle kannte, eben so sehr als die Billigkeit der letztern bey. Dieser guten Behandlung ungeachtet ist mir die Fußreise durch die kleinen Kantone höher zu stehen gekommen, als mir eine eben so lange Reise zu stehen gekommen wäre, die ich in Deutschland mit Extrapost gemacht hätte. Dieß rührt am meisten daher, daß wir beständig zwey Begleiter frey halten mußten, und wegen der heftigen Anstrengungen einen viel stärkern Hunger und Durst hatten, also auch öfter essen und trinken mußten, als wenn wir uns in einem bequemen Wagen fortbewegt hätten. Wenn wir Morgens um vier oder fünf Uhr auch noch so stark gefrühstückt hatten, so waren wir doch im-

mer schon um 8 Uhr wieder hungrig, und konnten dennoch kaum das Mittagsessen abwarten. Nur wenn dieses ein wenig spät fiel, gingen wir, ohne etwas weiter zu uns zu nehmen, bis an den Abend fort. Sehr oft aber waren wir gezwungen, uns zwischen dem Mittags- und Abendessen etwas Brot und Wein geben zu lassen. Wenn die Wirthe in den kleinen Kantonen für einen weniger guten und mannigfaltigen Tisch auch mehr forderten, als man in den großen Kantonen bezahlen muß, so würde man sich doch nicht über unbillige Begegnung beschweren dürfen, weil sie alles, was sie geben, für eine oder einige Personen anschaffen müssen, und die Überreste nicht so gut brauchen können als die Wirthe in den Gasthöfen der großen Kantone.

Die Fußsteige fanden wir am beschwerlichsten im Haßlithale und in Unterwalden, am besten aber im Kanton Schweiz, wo sie nach Art unsrer Chausseen mit Grand geebnet oder mit großen Platten belegt waren. Im Kanton Zug hatte man die Fußsteige an vielen Orten mit Steinen gepflastert, die aber nicht selten ausgetreten oder ausgebrochen waren, und alsdann das Gehen beschwerlicher als auf den ungebahntesten Wegen machten. Bey Buochs am vier Wald-

städtersee, zwischen Brunnen und Schweiz, und vom Sattel bis nach Einsiedeln sind gemachte Wege, die befahren werden können, und die uns immer einen angenehmen Anblick gewährten, weil sie uns die Annäherung gegen kultivirtere Gegenden verkündigten.

Unter den kleinen Kantonen, die ich gesehen habe, sind in Ansehung einer jeden Art der Kultur Unterwalden und Uri am weitesten zurück, und Schweiz und Zug am weitesten voraus, zugleich aber glaube ich, daß die letztern ursprünglich milder und fruchtbarer sind als die erstern. Kartoffeln, Hanf und einige Arten von Obstbäumen und Gemüsen sind die einzigen Produkte, zu deren Erzielung sich der Fleiß der Menschen mit der Natur vereinigt; alle übrigen aber, die bloß in den Gräsern, Kräutern und Blumen der Alpen und Wiesen bestehen, gibt die Natur unaufgefordert, wenn man etwa die Düngung der Wiesen ausnimmt. Getreide sah ich nur ein einziges Mahl zwischen Schweiz und Stein, aber so wenig, daß es eher einem Gartenbeete als einem Fruchtfelde, oder mehr dem ersten Versuche mit einem ausländischen Gewächse als dem Baue eines dem Klima und Boden anpassenden Nahrungsmittels ähnlich schien. In allen kleinen Kantonen finden sich viele Thäler und

sanfte Abhänge von Bergen, wo man alle Arten von Getreide, besonders Roggen, Haber und Gerste bauen könnte; allein wenn man die Gründe in Fruchtfelder verwandelte, woher wollte man im Winter Nahrung für das Vieh hernehmen, das man den Sommer über auf die hohen Berge treibt? Selbst die Nutzung der Alpen also macht es nothwendig, daß man die Thäler und die Füße der Berge zu Wiesen bestimmt. Nichts befremdete mich mehr, als daß ich nirgends Futterkräuter sah. Man wartet und düngt die Wiesen vortrefflich, allein man zieht weder die großen Kleearten noch andere Gattungen von Futterkräutern. Vielleicht hat man die letztern deßwegen noch nicht eingeführt, weil dadurch die bisherige Einrichtung der Viehzucht plötzlich übern Haufen würde geworfen, und Anfangs große Verwirrungen angerichtet werden. Denn wenn die Reichen auf ein Mahl anfingen sich auf den Anbau der Futterkräuter zu legen, und alsdann die größere Zahl von Vieh, die sie damit erhalten könnten, auf die gemeinen Alpen treiben wollten, so würden die letztern offenbar überladen werden. Bisher war fast durchgehends ein solches Verhältniß zwischen dem Ertrage der Wiesen und der Fruchtbarkeit der Alpen, daß man von dem Produkte der erstern unge-

fähr so große Herden den Winter über durchbringen konnte, als man auf den letztern Futter fand. Dieß Verhältniß würde auf ein Mahl aufgehoben, und ein ganz neues Gesetzbuch für die schweizerischen Hirtenvölker nothwendig gemacht werden. So groß aber auch die Schwierigkeiten sind, welche man bey der Einführung der Futterkräuter würde überwinden müssen, so glaube ich doch, daß man sie zum Besten dieser Länder zu besiegen versuchen sollte. Mehrere Gegenden, besonders Ober- und Unterwalden haben noch viel größere Waldungen, als sie haben sollten. Wenn also diese allmählich ihre Wälder so weit aushieben, daß sie zwar für sich und ihre Nachbarn Holz genug hätten, aber jährlich nicht eine Menge von Bäumen ungenutzt verfaulen lassen dürften, so würden sie viel mehr Alpen gewinnen, als sie bisher hatten, und in eben dem Verhältnisse müßten sie sich auch bemühen, wo nicht die Menge, doch die Fruchtbarkeit der Wiesen zu vermehren. Auch diejenigen Kantone, deren Waldungen nicht größer als ihre Bedürfnisse sind, die also auch keine neue Alpen mehr gewinnen können, auch diese würden durch die Einführung der Futterkräuter in Stand gesetzt werden, viel mehr Vieh fett zu machen, als sie jetzt verkaufen.

Auf der ganzen Reise haben wir weder Adler, noch Gemsen, noch Hirten gesehen, welche das eigentliche große Appenzeller Kuhhorn hätten blasen können. Den Kanton Glarus ausgenommen, sind die Gemsen wahrscheinlich in der ganzen Schweiz nirgends häufiger als auf den Bergen und Felsen, mit welchen die Herrschaft Engelberg umgeben ist. Hier sollen sich zu gewissen Zeiten Herden von zwanzig bis dreyßig Stück versammeln. In solcher Menge finden sie sich nur an solchen Orten, die man Gemslecken nennt, wo diese Thiere eine salzige, von den Felsen ausgeschwitzte Feuchtigkeit mit großer Begierde ablecken.

Ungeachtet es mich nicht reuet, die Reise durch die kleinen Kantone gemacht zu haben, so würde ich doch, wenn ich noch ein Mahl eine solche Bergreise machen sollte, einen ganz andern Reiseplan entwerfen, als ich befolgt habe. Ich würde nähmlich Unterwalden, die niedrigern Gegenden von Uri, Schweiz, Zug und Lucern nicht besuchen, sondern ich würde von dem Haßlithale über die Grimsel und Furka auf den Gotthard, und von diesem durch Oberwallis nach Sion oder Sitten gehen. Von Sion aus würde ich den Bernard besteigen, alsdann über die Gemmi zurück kehren, und das Frutigen-

Kander- und Siementhal genau untersuchen. Auf diesem Wege würde ich dieselbige Lebensart und Sitten, noch viel merkwürdigere Menschen und eine größere Natur sehen als auf dem, den ich gemacht habe. Sollte ich aber, wie ich hoffe, noch ein Mahl in die Schweiz kommen, so würde ich von Zürch aus über St. Gallen nach Appenzell, aus diesem Kanton durch das Rheinthal nach Graubündten, und in die den Bündtnern unterworfenen Herrschaften, besonders das Veltlin gehen, und von da entweder über den Gotthard, oder auch über den Bernard in Wallis eindringen, und zuletzt die bernischen Oberlande besuchen.

Von der Regierungsform und der Bevölkerung der kleinen Kantone habe ich Ihnen nichts geschrieben, weil Sie über diese Punkte sich im Fäsi und andern Raths erhohlen können. Wahrscheinlich würde ich noch manche gute Beobachtung gemacht haben, wenn mein Reiseplan es mir erlaubt hätte, mich in einem jeden Kanton und merkwürdigen Orte, verhältnißmäßig so lange aufzuhalten, als ich im Kanton Bern zubringen werde. Allein bey der eingeschränkten Zeit, die ich zu einer solchen Reise anwenden konnte, und die man gewöhnlich dazu aussetzt, mußte ich mich mit den Bemerkungen begnügen, die

ich gleichsam im Laufe erhaschen konnte. Es war mir nicht möglich so viele Bekanntschaften unter dem aufgeklärtern Theile der Einwohner zu machen, als man machen muß, um ein Land recht kennen zu lernen, oder wenigstens konnte ich die gemachten Bekanntschaften nicht so nutzen und so lange fortsetzen, als ich gewünscht hätte. Die Hauptabsicht meiner Reise durch die kleinen Kantone: die Natur in der innern und gebirgigen Schweiz mit eignen Augen zu sehen, diese Absicht habe ich erreicht, und die Erfüllung von andern muß ich einer günstigen Zukunft vorbehalten.

Das einzige worüber Sie vielleicht noch einige Bemerkungen von mir verlangen, ist der Zustand der Sprache in den verschiedenen Kantonen, die ich besucht habe. In allen Kantonen, so wohl großen als kleinen, in welchen ich bisher gewesen bin, ist das Deutsche, so wie es der gemeine Mann spricht, so verdorben und unverständlich, daß ein Ober- oder Niedersachse, der auf ein Mahl in die Schweiz versetzt würde, und nicht durch die verwandten Dialekte in der Nachbarschaft vorbereitet wäre, allenthalben einen Dollmetscher brauchen, und manchmahl kaum errathen würde, daß das, was er höre, deutsch seyn solle. Diese Unverständlichkeit ist aber

nicht bloß den schweizerischen Dialekten eigenthümlich: die oberschwäbischen, elsassischen, und wie viele Reisende mich versichert haben, die baierischen und österreichischen Dialekte sind für einen Sachsen, der sie zum ersten Mahle hört, nicht weniger räthselhaft. Daß wir die Schweizer Anfangs nicht verstehen konnten, befremdete mich gar nicht, da ich es zum voraus erwartet hatte; allein daß wir, die wir das Deutsche am reinsten und selbst einem Holländer verständlich reden oder zu reden glauben, daß wir von den Schweizern, besonders vom gemeinen Manne, eben so wenig verstanden wurden, als sie von uns, das wunderte mich nicht nur, sondern that mir auch wirklich sehr leid, weil mir dadurch die Gelegenheit benommen wurde, selbst alsdann, wenn ich die Schweizer Dialekte etwas studirt hätte, mich mit Leuten aus den niedrigern Klassen zu unterhalten. Was mir einst in der Nachbarschaft von Nidau begegnete, habe ich Ihnen schon zu einer andern Zeit geschrieben. Meiner Frau aber geschah es in einem der größten Gasthöfe in der Schweiz, daß ein Mädchen aus dem Hause, an welches sie eine Frage that, ihre Sprache für französisch hielt, und ihr zur Antwort gab: Lieb's Frauli, i versteh kein Welsch. So klein manche Kantone auch sind, so hat

doch ein jeder einen eigenen Dialekt, und etwas Eigenthümliches so wohl in gewissen Wörtern als in der Aussprache. Die Schweizer selbst wissen dieses, und eben daher kommt es, daß Schwaben und Elsasser, deren Dialekte denen der Schweizer am ähnlichsten sind, in gewissen Kantonen für Schweizer gehalten werden. Die einzige oder wichtigste Eigenthümlichkeit aber, wodurch sich die schweizerischen Dialekte von allen übrigen ihnen verwandten Dialekten unterscheiden, ist die beleidigende Härte, womit man alle die Buchstaben ausspricht, die in oder durch die Kehle gebildet werden. Die Schweizer bestätigen auf eine gewisse Art eine Bemerkung, die man schon oft gemacht hat: daß alle Bergbewohner härtere und häufigere Gutturalen haben als die Bewohner der Thäler; allein von einer gewissen Seite machen sie auch eine Ausnahme, indem die Zürcher, die fast am weitesten von den hohen Gebirgen entfernt sind, das G, K, und Ch viel härter als alle Bergschweizer aussprechen. In den größern Kantonen gesteht man den kleinern, und auch den bernischen Oberländern freywillig die Ehre zu, daß die Sprache und Aussprache derselben reiner als ihre eigne sey; allein ich habe diese Beobachtung nicht allgemein wahr befunden. Zwar war mir in den

kleinen Kantonen die Sprache der Leute, die lesen und schreiben konnten, und viel mit Fremden umgegangen waren, verständlich, und vielleicht verständlicher als die Sprache ähnlicher Personen im Bernischen und Zürchischen; auch verstand ich den Dialekt im Kanton Schweiz, selbst wie er vom gemeinen Manne gesprochen wird, besser als den im Bernischen und Zürchischen: allein die Sprache der gemeinen Unterwaldner und Urner hätte ich noch viel weniger als die der bernischen und zürchischen Bauern ohne Dollmetscher verstehen können. Gemeine Unterwaldner und Urner habe ich oft und lange mit einander reden hören; allein ohne meinen Begleiter würde ich kaum eine einzige Periode haben errathen können. Die bernische Mundart (die der Aargauer ausgenommen, welche der zürchischen ähnlich und fast noch unangenehmer als diese ist) scheint mir unter allen die sanfteste, und, von gewissen Personen ausgesprochen, gleich der schwäbischen sanfter und lieblicher als die richtigste Aussprache eines Niedersachsen, der das Fehlerhafte seines Dialekts abgelegt hat. So sehr aber die Berner ihre Nachbarn, die Zürcher, in Ansehung der Aussprache übertreffen, so sehr weit ist ihre Sprache selbst, oder die Wörter, die sie brauchen, unter der

zürchischen. Die Sprache der letztern, so schlecht sie auch ausgesprochen wird, nähert sich der richtigen Büchersprache viel mehr, und hat viel weniger uns Deutschen ganz unverständliche Wörter, als die bernische. Alle schweizerischen Dialekte, vorzüglich der letztere, haben zuerst manche veraltete Wörter, die sich entweder nur noch in Schriften des sechzehnten Jahrhunderts finden, oder auch nur allein in Sprachen übrig sind, die sich aus der deutschen bereichert haben. Dergleichen sind: etwas überkommen für etwas erhalten, Schwäher für Schwiegervater, Hammen für Schinken, lucken für sehen. Die letztern Worte sind, wie Sie bemerken werden, fast unverändert und in derselben Bedeutung im Englischen, und das erste wird Ihnen oft in Luthers Übersetzung der Bibel und auch noch in spätern Schriften aufgestoßen seyn. Noch häufiger hört man in der Schweiz so sehr verwandelte Wörter, daß ein Deutscher sie schwerlich wieder erkennen kann, wie Sparz für Spargel, Ziestick für Dienstag, oder auch so gänzlich fremde, daß man billig zweifeln muß, ob sie jemahls in einem in Deutschland geschriebenen Buche, oder auch nur in einer andern deutschen Provinz seyen gebraucht worden. Dergleichen ist zum Beyspiele das Wort Abbre-

cher, welches so viel als Lichtputze bedeutet, und loosen, welches hören heißt. Auch die Abkürzungen oder Verlängerungen machen viele Wörter Anfangs unverständlich. Würden Sie nicht stutzen, wenn Sie zuerst I, für ich, übergho für überkommen, g'si si für gewesen seyn, gesehen für sehen hörten? Die größten Schwierigkeiten machen einem Fremden die ganz verschiedenen Bedeutungen, die man in der Schweiz denselbigen oder wenig veränderten Wörtern gibt. Ohne vorher empfangenen Unterricht würden Sie wahrscheinlich nicht zum Mittagsessen kommen, wenn man Sie zum Morgenessen eingeladen hätte, und noch viel weniger würden Sie zum Kaffee oder Goutiren kommen, wenn Sie zum Abendessen wären gebeten worden. Unter Abendessen versteht man in der Schweiz einen Kaffee oder Thee, hinter welchem beständig Gebackenes und Früchte gegeben werden. Was wir in Deutschland Abendessen nennen, wird in der Schweiz Nachtessen genannt. Unter den Wörtern, die in der Schweiz eine ganz andere Bedeutung haben als in Deutschland, sind mehrere, bey denen man sich unmöglich des Lachens, oder Erröthens, oder doch einer gewissen Verlegenheit erwehren kann. Lachen mußte ich, als ich zum ersten Mahle von jemanden gebe-

ten wurde, daß ich Brot, oder Käse, oder Schinken hauen, d. h. schneiden möchte, oder als ich hörte, daß ein Gericht übel schmöcke, d. h. rieche. Ungeachtet man es uns schon gesagt hatte, daß man ein gewisses Wort, welches wohlerzogene Leute in Deutschland nie in den Mund nehmen, für schmutzig brauche, so gerieth ich doch in keine geringe Verlegenheit und Versuchung zum Lachen, als eine schöne Dame mehrmahls hinter einander sagte, daß ihr Kleid und ihre Tasse u. s. w. besch—ssen seyn. Eben dieß Wort nimmt man auch in allem Ernste für hintergehen, in welchem Sinne es in Deutschland nur vom Pöbel oder auch in der Studentensprache gebraucht wird. So hörte ich jemanden in einer freundschaftlichen theologischen Streitigkeit sagen, daß die Juden unsern Herrn Christus besch—— zu haben geglaubt hätten. Noch viel unerwarteter war mir die Art, wie jemand das Wort h—ren *) brauchte, welches man in guten Gesellschaften nicht auszusprechen und in Schriften

---

*) Das Wort, womit man eine gewisse Attitüde des Körpers bezeichnet, soll für Schweizer sehr unterscheidbar von demjenigen seyn, womit ich und viele andere Deutsche es bisher verwechselt haben.

nicht ganz auszuschreiben wagt. Man erinnerte ein schönes junges Mädchen, daß sie nicht h—— möchte, und wollte damit weiter nichts sagen, als daß sie sich so nicht niedersetzen möchte, wie man sich niedersetzen muß, wenn man, ohne die Erde mit einem andern Theile als mit den Füßen zu berühren, doch das Kinn nahe an die Knie bringen will. Es ist für einen Deutschen immer verwirrend, wenn einem Schweizer und noch mehr einer Schweizerinn diese oder ähnliche Worte in seiner Gesellschaft entwischen; denn gemeiniglich denkt die Person, die sie ausgesprochen hat, gleich nachher selbst daran, oder wird auch von andern aufmerksam darauf gemacht, daß diese Worte bey uns eine ganz andere Bedeutung haben. Diminutiva braucht man in der Schweiz noch häufiger als in Schwaben. Dergleichen verkleinernde oder Schmeichelworte endigen sich aber selten in das schwäbische Le, sondern vielmehr, wenigstens im Kanton Bern, auf Li. Ungeachtet Wörter durch solche Veränderung sich oft ganz unähnlich werden, so ist es doch gewiß, daß sie sehr vieles zur Milderung und Lieblichkeit der Mundart beytragen. Zu den gewöhnlichsten Diminutivis gehören Rudeli, für Rudolph, Mareili für Marie, Gritli für Margareteh, Frauli für junge Frau, Manni

Volkli für Mannspersonen u. s. w. Mehrere von diesen Diminutivis haben mir so sehr gefallen, daß ich sie, wie einige andere glückliche oder ausdrucksvölle Wörter in unsere Büchersprache aufgenommen wünschte. Zu diesen leztern rechne ich die Wörter kommlich, welches bequem, anpassend, entsprechend bedeutet, und äufnen, welches so viel heißt, als in Aufnahme bringen. Andere noch kraftvollere, die ich mir gemerkt hatte, wollen mir jezt nicht gleich einfallen. Zu den Merkwürdigkeiten des schweizerischen Dialekts gehören auch gewisse verba solennia, oder solche Wörter und Formeln, die man häufiger als andere, und eben deßwegen in ganz verschiedenen, oft unbestimmten und unrichtigen Bedeutungen, braucht, die man bisweilen ausspricht, weil man sich auf das rechte Wort nicht besinnen kann, oder um einen Gedanken auszufüllen, oder zu verstärken, oder zu betheuern, oder doch um etwas zu antworten. Von dieser Art sind: myn Trost, welches man wie in Schwaben Troscht ausspricht, oder myn Trost des Lebes, ferner Evaltig, das oft nichts, meistens wahrhaftig bedeutet, gang wie gang, für wie immer, oder wie gewöhnlich, per se für es versteht sich, perfect wohl, gar wohl, es soll mich gar wohl früen, für es wird mir

sehr angenehm seyn. Unter allen Schweizern sind die Zürcher diejenigen, welche ihre Aussprache am schwersten ablegen, aber die deutsche Sprache am reinsten schreiben und am meisten studiren. Zürch sendet so wohl Haus- als Schullehrer in alle übrigen Kantone aus, und diese zürchischen Gelehrten oder Lehrer sind es auch, welche die Jugend zum Lesen guter deutscher Schriftsteller am eifrigsten anhalten, und das Studium unserer Sprache immer mehr und mehr verbreiten. Überhaupt haben die Vornehmern und Aufgeklärtern in allen Kantonen, die sich entweder in Deutschland aufhielten, oder doch mit Deutschen Umgang hatten, oder viele deutsche Bücher lasen, eine bessere Aussprache und auch Sprache als der gemeine Mann; allein eben diese Personen bemühen sich nur nach unsrer Art zu reden, wenn sie in unsrer Gesellschaft sind; sie entziehen sich diesem Zwange, und reden ihren vaterländischen Dialekt, wenn sie auch in Gesellschaft von Deutschen zu einem Landsmanne sprechen. Solche aufgeklärte Schweizer hören mit Aufmerksamkeit zu, wenn ein Deutscher seine Sprache gut spricht und ausspricht; allein sie verachten ihre Landsleute als Thoren, wenn sie vorsetzlich oder unversehens besser oder anders als die übrigen Schweizer reden. Eben dieses begegnet den

Franken, Schwaben, Elsassern u. s. w., wenn sie sich eine Zeitlang in Ober= oder Niedersachsen aufgehalten, und etwas von der bessern Mundart angenommen haben. Es läßt sich zwar leicht begreifen, wie man Personen, die anders als ihre Landsleute reden, einer lächerlichen Ziererey argwöhnen kann; allein so lange man diesen Argwohn nährt, und diese Begegnung gegen alle Reformatoren fehlerhafter Dialekte fortsetzt, so lange ist auch an eine merkliche oder ernstliche Verbesserung fehlerhafter Mundarten nicht zu denken.

So übel man es nimmt, wenn jemand im gemeinen Leben besser als seine Mitbürger reden will, so sehr würde man es einem Prediger verargen, wenn er sich nicht auf der Kanzel über die Sprache des gemeinen Lebens erheben wollte; und zwar muß die Sprache eines geistlichen Redners nicht bloß ausgesuchter seyn als die des gemeinen Lebens, sondern er muß sich auch in der Aussprache selbst von der gewöhnlichen entfernen. Auch wir Deutsche, wenn wir laut oder öffentlich reden, sprechen gleich allen übrigen Völkern gewisse Sylben und Wörter schärfer und vollständiger als im gemeinen Leben aus; allein nirgends habe ich die Unterschiede zwischen der gewöhnlichen und der feyerlichen Aussprache so

groß und so häufig als in der Schweiz gefunden.

Hier haben Sie nun den ganzen Vorrath meiner Bemerkungen, die ich auf meiner Reise durch die kleinen Kantone gemacht habe. Ich glaube kaum, daß mir etwas Wichtiges entfallen ist. Wenn Sie aber über diesen oder jenen Punkt, den ich entweder vergessen oder als bekannt voraus gesetzt habe, Aufklärung wünschen, so lassen Sie es mich in Ihrem nächsten Briefe wissen. So bald ich mich ganz wieder erhohlt habe, reisen wir in die französische Schweiz, von woher ich Ihnen wahrscheinlich zuerst schreiben werde. Empfehlen Sie mich allen meinen Freunden, u. s. w.

Am 12. Aug.

Achter Brief.

Lausanne, am 21. Aug.

Bester Freund!

Von dem Tage an, an welchem ich meinen letzten Brief schloß, bis auf meine Abreise hierher, ist uns nichts Merkwürdiges vorgekommen oder begegnet, welches der Mühe werth

gewesen wäre, aufgeschrieben zu werden. Jetzt aber habe ich wieder angefangen, neuen Stoff zu einem Briefe zu sammeln.

Wir fuhren gestern erst gegen Mittag von Nidau weg, und kamen etwa um sechs und ein halb Uhr in Murten, und um neun in Avanches oder Wiflisburg an. Die Wege bis dahin sind nur so lange gut, als man auf bernischem Grund und Boden fährt. Wenn man aber in das freyburgische Gebiet oder in die gemeinschaftlichen Vogteyen kommt, die Bern und Freyburg abwechselnd regieren lassen, so werden die Wege schlecht und uneben. Die Gegend am Murtensee, besonders eine halbe Stunde vor Murten, ist eine der fruchtbarsten und lachendsten, die ich in Deutschland und in der Schweiz gesehen habe. Auf allen Hügeln entdeckt man schöne Landhäuser, in welchen die reichen Familien aus Bern einen Theil der schönen Jahrszeit unter dem mildesten Himmelsstriche der Gaben der gütigen Natur genießen. Murten ist eine artig gebaute Stadt, und man sieht bald, daß ihre Einwohner, von den Regierungen von Bern und Freyburg, denen sie sich mit Vorbehalt ihrer Freyheiten unterworfen haben, nicht gedrückt werden. Auch hier findet man, wie in Biel, Neuenburg und Bern, doch nicht so allgemein und schön als in der

letzten Stadt, Arkaden oder bedeckte Gänge, die unter den Häusern fortlaufen. Weil ich glaubte, daß das berühmte Beinhaus der Burgunder gleich vor der Stadt nach Avanches zu liege, so konnte ich es kaum erwarten, daß wir es erreichten. Dieß Beinhaus steht an der rechten Seite des Weges, nicht weit vom See, und ist ein schönes längliches Viereck, welches vor nicht gar langer Zeit auf Kosten der Städte Bern und Freyburg massiv erbaut worden ist. Die Länge beträgt ungefähr siebzehn und die Breite sechs Schritte. An den beiden längern Seiten sind zwey, an den schmälern nur ein eisernes Gitter in der Mauer angebracht, damit die Luft durchstreichen und die dürren Gebeine vor Fäulniß bewahren könne. Diese Überbleibsel von 20000 oder 26000 Burgundern sind zwischen vier Mauern aufgehäuft, die etwa drey Fuß hoch sind, und von den äußern Mauern so weit abstehen, daß zwar ein freyer Gang zwischen beiden übrig bleibt, daß man aber doch von außen durch die weiten Öffnungen der Gitter hinan reichen und die nächsten Gebeine berühren kann. Nicht leicht fährt oder geht hier ein Fremdling vorüber, der nicht einige Augenblicke verweilen, und irgend einen Rest der traurigen Schlachtopfer des rasenden Ehr-

geizes Karls des Kühnen zum Andenken mitnehmen sollte. Auch wir thaten eben das, was andere Reisende zu thun pflegen. Wir nahmen für uns ein Fragment von einem Lendenknochen, und bestellten für einen guten Freund einen Schädel, die schon so sehr verschleppt worden sind, daß wir nirgends einen ganz unversehrten auffinden konnten. Durch diese beständig fortdauernden Entwendungen, und dann durch das heimliche Nagen der Luft und Feuchtigkeit, die in jedem Augenblicke Theile auflösen oder forttragen, sind die Gebeine der Burgunder, die der Überlieferung zufolge vormahls bis an die innere Decke eines gleich großen Gebäudes emporstiegen, so sehr zusammen geschwunden, daß sie sich in Form eines spitz zusammenlaufenden Daches nur noch einige Schuh über die steinerne Einfassung erheben, von welcher sie zusammen gehalten werden. Der fernern Verminderung könnte man dadurch vorgebeugt haben, daß man die Einfassung entweder weiter von der äußersten Mauer entfernt, oder die Öffnungen der eisernen Gitter kleiner gemacht hätte. So sehr sich aber auch der Haufe von Gebeinen vermindert hat, so ist er doch immer noch ein merkwürdiges und rührendes Denkmahl von der Tapferkeit der alten Helvetier, und von den schrecklichen Verwüstun-

gen und Trauern, welche die Raserey eines einzigen erlauchten Thoren in unzähligen Familien anrichten kann. Man braucht weder Schweizer noch Burgunder, sondern nur Mensch zu seyn, um erschüttert zu werden, wenn man bedenkt, daß alle oder die meisten Erschlagenen, deren Gebeine man vor sich sieht, Ältern, oder Geschwister, oder Weiber und Kinder in allen Theilen Europens hatten, und daß diese vielen Tausende in wenigen Augenblicken durch die scheußlichsten Verwundungen und Verstümmelungen den Ihrigen entrissen und von der Erde vertilgt wurden. An manchen Gebeinen sieht man noch die Spuren der ungeheuern Schlachtschwerter und Streitärte, wodurch sie gespalten und ihre ehemahligen Besitzer getödtet wurden. Die noch übrigen Knochen sind durch die Länge der Zeit so ausgedörrt worden, daß, wenn man auch unter dem Winde steht, oder einzelne Knochen an die Nase bringt, man nicht den geringsten Todtengeruch spüren kann. Man findet aber in diesem Beinhause nicht bloß nahe ungesuchte Veranlassung zu sittlichen Rührungen und Betrachtungen, sondern auch zur Bewunderung der Allmacht und Güte, welche diejenigen Menschen erschuf, die hier von ihren Brüdern erwürgt wurden. Viele Knochen sind an

gewissen Theilen so angefressen worden, daß man den ganzen innern Bau derselben so gut beobachten kann, als wenn sie von einem großen Naturkundiger wären zubereitet und erhalten worden. Dieß innere Zellengewebe der Knochen ist nicht minder fein und bewundernswürdig, als das von den zartesten Blättern und Pflanzen, die man zwischen den Fingern zerreiben kann. Ich übergehe die Inschriften, die man an allen vier Seiten des Gebäudes liest, und die schon von mehrern Reisenden abgeschrieben sind. Sie sind, wie alle Inschriften von Männern auf Männer seyn sollten, kernhaft, ohne allen Prunk, ohne Prahlerey oder Spott gegen die Überwundnen; die neueste und schönste ist in deutschen Versen vom Herrn von Haller. Man könnte einen ganzen Tag zubringen, wenn man alle die Nahmen und Gedanken lesen wollte, die nicht nur an die Wände, sondern auch sogar an die Gebeine der Burgunder angekritzelt sind. Die umliegende Gegend schien recht zu einem Schlachtfelde und zum Schauplatze einer so fürchterlichen Niederlage, als Karl der Kühne 1476 hier litt, von der Natur bestimmt zu seyn. Karl hatte sich an dem ganzen Gestade des Sees hergelagert, und das schweizerische Heer, das kaum halb so stark als das burgundische war, brach von

den sanften Anhöhen, die sich in einiger Entfernung vom See erheben, mit unwiderstehlicher Gewalt in die feindlichen Scharen ein. Die muthlosen oder geschlagenen Burgunder konnten nicht entfliehen, oder wurden bey Tausenden in den See gesprengt. Karl selbst war der einzige, oder einer von den wenigen, welche ihre mächtigen Pferde durch den See trugen. Einer alten Überlieferung zu Folge henkte sich der Kammerdiener des Herzogs an den Schweif des Pferdes, und schwamm mit seinem Herrn glücklich dem entgegengesetzten Ufer zu. Als aber Karl noch ein Mahl umblickte, und sein ganzes Heer, womit er die Schweiz zu unterjochen gedacht hatte, entweder zerstreut, oder in den Staub gestreckt, oder im See umkommen sah, zog er in einem Anfalle von wüthendem Grame und Unwillen eine Pistole hervor, die er freylich besser gegen den Feind oder gegen sich selbst gebraucht hätte; und erschoß seinen treuen Diener als einen Elenden, der nicht werth sey, so viele tausend tapfere Krieger zu überleben. Wenn Karl auch das nicht that, was die Überlieferung von ihm erzählt, so hätte er es wenigstens sehr wohl thun können. Unzählige Unglückliche, die viel weniger heftige Leidenschaften als Karl der Kühne hatten, haben in Augenblicken von Verzweife-

lung, Reste von Gütern, die sie hätten retten können, verachtet oder selbst zerstört, weil sie viel mehrere und größere verloren hatten.

Als wir das Beinhaus der Burgunder und das umherliegende mit Blut gedüngte Schlachtfeld verließen, trafen wir bis Avanches nichts an, was unsere mit Bildern des Todes und der Sterblichkeit angefüllte Einbildungskraft hätte zerstreuen können. Vielmehr wurde unsre einmahl empörte Fantasie durch die feyerliche Stille der herannahenden Nacht und durch den melancholischen Schimmer des Mondes, den dunkle Bäume bald brachen, und bald ganz auffingen, nur noch mehr in Bewegung gesetzt, und wir glaubten in den weißen Steinen, womit die Chaussee hin und wieder besäet war, eben so viele Gebeine von Burgundern zu sehen. Mit einer solchen Stimmung der Seele erreichten wir endlich die ersten Trümmer des alten Aventicum, die nach Murten hin, wie nach einer jeden andern Seite in der Entfernung von einer guten halben Stunde zerstreut liegen. Diese Trümmer bestehen, wie die Reste aller übrigen römischen Städte, in Mauern, Säulen, Stücken von Wasserleitungen, künstlich gearbeiteten Böden u. s. w. Ich besinne mich nicht, daß ich in meinem ganzen Leben so lange, und mit so vieler

Rührung an das Loos der Menschheit, und an die Vergänglichkeit aller menschlichen Dinge gedacht hätte als in den Augenblicken, wo ich von den Überbleibseln des stolzesten Heers seiner Zeit in die Trümmer einer Stadt versetzt wurde, welche Tacitus die vornehmste unter allen Städten Helvetiens nennt. Nicht bloß die Asche und Gräber, dachte ich, sondern auch die Tempel und Wohnungen der römischen Kolonisten werden jetzt von dem Pfluge und Grabscheite umgewühlt. Von welchen Menschengeschlechtern werden wohl deine und deiner Zeitgenossen Überbleibsel, die ihr jetzt meistens so gedankenlos auf den Ruinen des edelsten Volks der Erde einher wandelt, nach dreyzehn oder vierzehn Jahrhunderten zertreten werden? Hätte wohl der größte unter den Menschen, Julius Cäsar, oder wer sonst diese Stadt gegründet hat, daran denken können, daß eben die Germanier, die er in ihre dickſten Wälder zurück trieb, seine Pflanzstadt erobern, und daß bald nachher eine ihm unerhörte und verächtliche Räuberbande aus dem entferntesten Asien, die nur deßwegen die Erde verwüstete, weil die Römer durch ihre Tapferkeit wie durch ihre Laster alle übrigen Völker aufgerieben hatten, daß diese sie gänzlich zerstören würde?

Das jetzige Wiflisburg ist durch nichts

als seine schon oft beschriebenen Alterthümer merkwürdig, unter denen sich zwar keine Meisterstücke finden, die ich aber doch gern gesehen hätte, wenn wir nicht so spät angekommen wären, und den folgenden Morgen früh hätten abreisen müssen, um noch Lausanne zu erreichen. Wir fuhren schon um sechs Uhr von Wiflisburg weg, und kamen durch Peterlingen oder Payerne gegen Mittagin Moudon oder Milden an. Alle eben genannten Städte sind weniger schön, lebhaft und reinlich als die Landstädtchen in der deutschen Schweiz, und ich vermuthe fast, daß sie von ihren zu großen Privilegien und zu reichen Gemeinheiten wie einige in dem deutschen Gebiete des Kantons Bern verzehrt werden. Unendlich blühender als diese Städte sind die Landschaften, die man zwischen denselben antrifft, und vorzüglich das Thal zwischen Peterlingen und Milden, das gewiß zu den anmuthigsten im Pays de Vaud gehört. Dieß Thal ist nicht ängstlich eingeschränkt, aber doch auch nicht so weit ausgedehnt, daß man nicht die unzähligen an den beiden Seiten der Berge hangenden, und meistens neuen und mit Ziegeln gedeckten Häuser, wie die Abtheilungen der Wiesen und Gefilde deutlich überschauen könnte. Im ganzen Thale aber zieht kein anderer einzelner Gegenstand die Augen so sehr auf sich als

das Schloß Lucens, ehemahls ein Lustsitz der Bischöfe von Lausanne, und jetzt die Wohnung der bernischen Landvögte von Moudon. Dieß Schloß liegt auf einem hohen Felsen, und seine Lage selbst scheint zu verkündigen, daß die Besitzer das ganze Thal nicht nur übersehen, sondern auch beherrschen müßten. In Moudon trafen wir außer andern Fremden einen fetten französischen Financier an, der in der Schweiz nichts mehr als die vortrefflichen Gasthöfe und die ausgesuchten Tafeln bewunderte. Von diesem gesprächigen Manne hörten wir, daß alles Obst in dem größten Theile von Frankreich mißrathen sey, und daß eine einzige Pfirsche in Paris und auch in andern Städten um einen bis zwey Livres gekauft werde. Von diesen und ähnlichen Nachrichten kam er bald auf Neckern, dessen Fall seine lange gesammelte Wuth im geringsten nicht gemindert zu haben schien. Er beschuldigte den gestürzten Minister eines ungemessenen Ehrgeizes, und eines unbegrenzten, wenn gleich heimlichen Eigennutzes. Sein Compte rendu sey weiter nichts als eine künstliche Windbeuteley, indem er der Nation nicht allein nichts erspart, sondern ihre Schulden noch um 700 Millionen vermehrt habe. Dieß sey ihm von dem Clienten irgend eines Prinzen vom Geblüte bewiesen

worden, den er dafür in die Bastille habe setzen lassen wollen. Wenn ich Lust zu streiten gehabt hätte, so würde ich ihn mit der einzigen Frage haben niederschlagen können: wenn alles das wahr sey, warum denn er und alle seine Brüder so sehr wider Herrn Necker aufgebracht wären, und warum in unserm ganzen Jahrhunderte der Hof nie so viel Kredit und Heere und Flotten, nie so viel Muth und Glück als unter der weisen und thätigen Verwaltung von Necker gehabt hätten?

Von Moudon aus zieht sich der Weg vier Stunden hinter einander den kleinen Jura hinan, der von dem großen Jura-Gebirge in einer beträchtlichen Strecke ausläuft. Er ist nicht nur an seinen Abhängen, sondern auch auf den obersten Höhen mit Dörfern und einzelnen Häusern besetzt. Auf dem höchsten Gipfel entdeckt man die Ketten der Walliser und savoyischen Schneeberge, und die weniger hohen und entfernten, aber ganz nackten savoyischen Felsen, die bey hoher Sonne schwarzblau, gegen Abend aber dunkelroth aussahen, und bey weitem nicht mit einer so milden und doch lebhaften Rosenröthe vergoldet waren, als die Schneeberge an ihren Spitzen zu zeigen pflegen. Eine Stunde vor Lausanne sahen wir den Genfersee, aus welchem das sanfte Bild des Mondes zurück

strahlte. Erst gegen neun Uhr stiegen wir im Lion d'or ab, in welchem, wie in den übrigen angesehenen Gasthöfen der ganzen französischen Schweiz, so wohl Wirthe als Kellner Deutsche oder doch deutsche Schweizer sind. Es fehlt den französischen Schweizern wie den Franzosen an derjenigen Reinlichkeit und haushälterischen Ordnung und Pünktlichkeit, die zu einem guten Gastwirthe gehören. Beide spielen zu gern oder zu früh die großen Herren, werden daher von ihren Leuten betrogen, und eben dadurch bald gezwungen, sich an den Reisenden zu erhohlen. Es ist ihnen also nicht möglich sich neben den gesetztern, sorgfältigern, reinlichern und billigern Deutschen und deutschen Schweizern zu erhalten.

Lausanne ist größer als Göttingen, aber weniger bevölkert. Die Zahl der Häuser schätzt man auf dreyzehn hundert, und die der Einwohner auf acht bis zehn, einige aber nur auf sieben tausend. In der ganzen Stadt ist kein einziges prächtiges, weder Privat- noch öffentliches Gebäude. Das neue Spital macht in der Ferne einigen Eindruck, wenn man aber demselben nahe kommt, so findet man es in einem kleinen Winkel versteckt und abschreckend unreinlich. Auch die Hauptkirche enthält fast nichts Merkwürdiges als das Grabmahl des Papstes Felix des fünften,

ehemahligen Herzogs von Savoyen. In keiner Stadt in der Schweiz habe ich so enge, unebene, ermüdend steile und säuische Gassen gesehen als in Lausanne, und besonders in den Vorstädten. Man mag hinblicken, wohin man will, so stößt man allenthalben auf Merkmahle französischer Unreinlichkeit. Schwarze eckelhafte Wäsche hängt man nicht nur aus den Fenstern, sondern auf den öffentlichen Spaziergängen, und sogar an den Kirchen zur Schau. Fabriken und Manufakturen sind keine, oder doch von keiner Bedeutung hier, weil alle Nothwendigkeiten des Lebens hier noch theurer als in Bern und den übrigen Städten der deutschen Schweiz sind, und die Triebfedern der Industrie fehlen, wodurch die Einwohner von Genf bisher eine noch größere Theuerheit überwanden. Unter den Künstlern oder künstlichen Arbeitern zeichnen sich besonders die Herren Coste und Pergot aus, die beide alle Arten von Kleinodien, besonders seine Arbeiten aus Elfenbein und Haaren in einem solchen Grade von Vollkommenheit machen, daß sie selbst nach Paris und London verschickt werden. Bey dem erstern sah ich ein mir unbekanntes Naturprodukt, das für das Horn eines Einhorns ausgegeben und auf 50 neue Louis d'or geschätzt wurde. Länge und Biegsamkeit hatte dieß seltene Stück mit

einem schönen indischen Rohre gemein; die Farbe war aber anders, als die letztern zu haben pflegen. Der größte Theil der Handwerker in Lausanne besteht aus Deutschen, und diese Stadt würde also noch viel menschenleerer seyn, wenn die entstehenden Lücken nicht einiger Maßen mit Fremden ausgefüllt würden. So wohl die untern als die mittlern Klassen leben von den wenigen reichen adeligen und fremden Familien, die sich hier niedergelassen haben, und den Winter wenigstens in der Stadt zubringen, oder auch von den vornehmen jungen Fremden, besonders Engländern, die sich hier der Sprache wegen aufhalten. In ganz Lausanne sind etwa vier Familien, die 40000 Franken, jeden zu zehn Batzen gerechnet, und etwa ein Dutzend, die zehn bis funfzehn tausend jährlicher Einkünfte haben. Junge Engländer waren jetzt über vierzig hier, die wie unsre jungen Landsleute und die deutschen Schweizer alle in Pension gehen. In solchen Pensionen erhält man nicht nur Wohnung, Mittags- und Abendtisch, und zwar sehr guten, Frühstück, Feurung und Licht, sondern auch täglich zwey Stunden gemeinschaftlichen Unterricht in der französischen Sprache mit den übrigen Mitgliedern der Pension, und für dieß alles gibt man monathlich nicht mehr als sechs neue

Louis d'or: gewiß ein sehr geringer Preis an einem Orte, wo alles so theuer ist *)! Fast alle übrigen Wissenschaften und Künste werden privatissime gelehrt, und solche Privatstunden werden zwar nicht alle nach einerley Taxe, aber doch immer sehr theuer bezahlt. In der deutschen Schweiz ist keine angesehene Familie, die nicht ihre Kinder, so wohl Söhne als Töchter, auf einige Jahre ins Pays de Vaud in Pension schickte, und dazu erwählt man am liebsten Lausanne, weil sich in keiner andern Stadt so viele gute Gesellschaft und ein solcher Zusammenfluß von Fremden findet, und auch keine so sehr in dem Rufe steht, daß das Französische darin rein gesprochen und ausgesprochen werde. Diesen letzten Ruhm hat sich Lausanne wahrscheinlich am meisten dadurch erworben, daß schon seit geraumer Zeit so viele Fremde bloß um der Sprache willen hingekommen sind, und die Einheimischen sich eben deßwegen mit desto größerm Eifer auf das Studium ihrer Sprache gelegt

---

*) Wenn Sie von ungefähr um eine Nachricht von einer guten Pension gebeten werden, so empfehlen Sie auf mein Wort Herrn Blanc, bey welchem sich mehrere Engländer und auch mehrere meiner jungen Freunde mit vielem Vergnügen und Nutzen aufhalten.

haben. Weil der Aufenthalt und Unterricht von Ausländern die Hauptnahrung und Beschäftigung der meisten Einwohner von Lausanne ausmacht, so entsteht daher nicht nur die schon oft gepriesene und auch wirklich lobenswürdige Gefälligkeit gegen Fremde, sondern auch eine bisweilen zu weit getriebene Nachsicht gegen ihre Ausschweifungen. Ein junger Engländer zum Beyspiele wagte es einst, ein noch nicht reifes Mädchen von 13 Jahren an der öffentlichen Landstraße zu nothzüchtigen, wurde aber von einem Bauer, der in der Nähe war, an der Vollendung seiner schändlichen That gehindert. Dieser Frevel blieb nicht allein ungestraft, sondern der Frevler hatte die unerhörte Unverschämtheit, den Bauer wegen zugefügter Mißhandlungen zu verklagen, und brachte es auch wirklich dahin, daß der Retter der Unschuld dem verruchten Jungfernschänder auf eine gewisse Art Abbitte thun mußte. Ein anderer Engländer war rasend genug, in das Zuchthaus Feuer zu legen, weil man seine Mätresse hinein gesteckt hatte. Man entdeckte den Thäter, ohne die That zu ahnden.

Lausanne unterscheidet sich nicht nur durch die Reinigkeit seiner Sprache, sondern auch durch die Reinigkeit seiner Sitten von vielen nicht größern Städten der Schweiz und un-

sers Vaterlandes. In ganz Lausanne ist kein einziges eingebornes Frauenzimmer vom Stande, das den Französinnen nachahmte, und öffentlich Liebhaber duldete oder begünstigte. Die Frauen und Männer vom Mittelstande sind weniger geputzt als bey uns, ungeachtet der Gebrauch der Schminke viel allgemeiner ist. Auch die Gelehrten gehen den neuen Moden in der Farbe und dem Schnitte von Kleidern u. s. w. viel langsamer nach als die unsrigen. Der größte Vorwurf, den man dem Frauenzimmer und der guten Gesellschaft überhaupt machen kann, ist Spielsucht; diese geht so weit, daß sie Männer und Weiber von Spaziergängen abhält, und daß man vor acht oder neun Uhr, um welche Zeit die Spielgesellschaften aus einander gehen, die schönsten öffentlichen Promenaden öde und verlassen sieht. Dieser allgemeine Hang zum Spiele ist um desto sonderbarer, da man nirgends hohes Spiel spielt; denn in Gesellschaften vom ersten Range kann man höchstens zwey Louisd'or, und in denen vom mittlern Stande höchstens einen Thaler verlieren. Der Allgemeinheit des Spiels muß man es wahrscheinlich zuschreiben, daß auch Geistliche, ohne Ärgerniß zu geben, spielen, das heißt, an dem einzigen oder Hauptamüsement aller Gesellschaften Theil nehmen kön-

nen. Der Aufmerksamkeit und strengen Sittenzucht, welche die Geistlichkeit ausübt, hat man es zu verdanken, daß keine liederlichen Häuser geduldet werden. Noch rühmlicher ist es für eine Stadt, wo so viele junge Leute vom Stande einen Theil ihrer Bildung erhalten, daß Freydenkerey sich eben so wenig als Unsittlichkeit öffentlich zeigen und Proselyten machen darf.

Die Lage von Lausanne und den umliegenden Gegenden habe ich nicht so schön gefunden, als sie mir von vielen ist beschrieben worden. Ich habe alle Promenaden in und außer der Stadt, die merkwürdigsten Landsitze und die vortheilhaftesten Standpunkte besucht; allein ich habe keinen gefunden, den ich mit den schönsten Aussichten in und um Kostanz herum hätte vergleichen können. Die berühmte Promenade Mont-Benon, die gleich außer der Stadt liegt, besteht nur aus einer einzigen Allee, und ist bey weitem nicht so sauber und wohl unterhalten als die Spaziergänge um Zürch und Bern. Rechts hat man gar keine merkwürdige Gegenstände, und links sieht man in eine Gruppe von Weingärten und Landhäusern hinab, die aber nicht mahlerisch sind, und einen zu eingeschränkten Vorgrund zwischen der Promenade und dem See bilden.

Dieser letztere wird in der Gegend von Lausanne so wenig befahren, daß man den Mont-Benon mehrere Tage besuchen kann, ohne ein einziges segelndes Schiff zu entdecken, weßwegen Kaiser Joseph den Genfersee das todte Meer genannt haben soll. Wenn man mit seinem Blicke über den See wegsetzt, so sieht man nichts als niederschlagende Gegenstände: zuerst das traurige savoyische Ufer und dann die schwarzen und nackten savoyischen Felsen, die nicht erhaben, sondern abschreckend sind, und hinter welchen nur ein kleiner Theil der höchsten Spitze des Montblanc hervor ragt, welche man erst seit etwa vierzig Jahren (so erzählt man hier wenigstens) wahrzunehmen angefangen hat, vermuthlich, weil der Felsen, der ihn bisher bedeckte, etwas von seinem Haupte verloren hat. Der arme savoyische Landmann wird nicht so sehr durch die Auflagen, welche der Landesherr von ihm fordert, als durch die unmenschlichen Vorrechte des Klosters la Ripaille niedergedrückt, welches unter andern in allen Örtern, die seiner Gerichtsbarkeit unterworfen oder sonst von ihm abhängig sind, der einzige Erbe ist, wenn die verstorbenen Personen keine leibliche Kinder nachlassen. Durch diese Bedrückungen wird der Muth und die Arbeitsamkeit des Land-

manns so sehr niedergeschlagen, daß er die herrlichsten Reben in einem fruchtbaren und mehr erwärmten Boden, als das ganze Pays de Vaud enthält, ohne Sorgfalt fast wild aufwachsen läßt, und eben deßwegen auch einen so herben Wein gewinnt, daß ihn kein Ausländer trinken mag. Den einsamen See, das vernachlässigte savoyische Ufer und die kahlen savoyischen Felsen sieht man allenthalben, man mag hingehen wohin man will, so wohl auf der Terrasse von der Hauptkirche als auf Belle Vue, und auf dem Hügel wo das Signal steht, von welchem man sonst die ausgebreitetste Aussicht nach Morges, Rolle und selbst bis Nyon hinunter hat. Nur Schade, daß das Ufer des Sees, an welchem diese Städte liegen, von der Höhe des Signals betrachtet, zu flach und einförmig erscheint! Eine angenehme Wirkung macht es, daß fast alle Landhäuser im Geschmacke der alten schweizerischen Ritterschlösser erbaut und an den Seiten mit Thürmen oder doch mit Spitzen versehen sind, welche an die Thürme von Ritterschlössern erinnern. Große, prächtige, zum bloßen Vergnügen angelegte Gärten gibt es um Lausanne nicht. Der kleinste Theil der Gärten besteht aus Blumen- oder Gemüsebeeten, der größte hingegen ist in Rebenland und Wie-

sengrund abgetheilt. Eben deßwegen, weil man bey der Anlegung von Gärten weniger auf das Vergnügen als auf den Nutzen sieht, findet man auch nur wenig Schatten oder bedeckte Gänge, die um desto nothwendiger wären, da die Hitze, besonders in der Nachbarschaft des Sees, bey anhaltend heller Witterung unerträglich ist. Dieser Unbequemlichkeit ungeachtet bringen alle angesehenen Familien den Sommer auf ihren Landhäusern zu, wo sie wie in der Stadt Besuche geben und annehmen.

Heute sah ich dem Leichenzuge der verstorbenen Herzoginn von Kurland zu, bey welchem rührenden Schauspiele ich wünschte, daß alle gefühllosen oder hartherzigen Regenten unsers Erdtheils gegenwärtig gewesen wären, damit sie gesehen hätten, welch ein unschätzbares Glück es sey, um wahrer Verdienste und Wohlthaten willen von seinen dankbaren Mitmenschen geliebt und verehrt zu werden. Die verstorbene Prinzessinn lebte seit der Trennung von ihrem Gemahle auf Mon Repos, in einer der schönsten Gegenden vor Lausanne, hauptsächlich in der Absicht, um sich stets des Raths des Herrn Tissot bedienen zu können. Weder ihre zerrüttete Gesundheit, noch ihre mäßigen Einkünfte erlaubten ihr einen glänzenden Hof

zu halten oder fürstlichen Aufwand zu machen. Ihr größtes Vergnügen fand sie in dem Umgange mit den Musen (und sie war vorzüglich eine Kennerinn und Verehrerinn so wohl der besten deutschen als englischen Schriftsteller), in dem Umgange mit einigen würdigen und vertrauten Menschen, am allermeisten aber im Wohlthun und in einer weisen Unterstützung der Armen. Durch ihr leutseliges Betragen hatte sie sich eine so allgemeine Liebe erworben, daß ich zweifle ob in unserm Jahrhunderte irgend ein Fürst in seinem eigenen Lande so aufrichtig ist bedauert worden als diese Prinzessinn in einem fremden Lande, wo sie unmöglich so viele Gelegenheiten haben konnte, sich um andere Mitmenschen verdient zu machen, als einem Regenten gegen seine Unterthanen offen stehen. Nicht bloß ihre Vertrauten, welche die ganze Liebenswürdigkeit ihres Charakters kannten, nicht bloß ihre Bedienten und die Armen, die an ihr die größte Wohlthäterinn und beste Gebieterinn verloren, sondern ganz Lausanne war über ihren Verlust untröstlich, nnd sogar alle Fremden, die sich eine Zeit lang hier aufgehalten hatten, beweinten ihren Tod, so sehr sie auch einsahen, daß das Leben für die edle Prinzessinn wenig wünschenswerth gewesen sey. Ihrer Leiche folgten außer den

Personen, die zu ihrem kleinen Hofe gehörten, und ihren Bedienten, die alle den stärksten Ausdruck des tiefsten Kummers an sich trugen, mehrere Vornehme von Adel, die ganze Akademie, der ganze Rath, alle jungen Engländer mit ihren Hofmeistern, die sich hier aufhalten, und eine lange Reihe von Bürgern und Handwerkern aus der Stadt, unter denen viele nicht den geringsten Antheil an ihrer Wohlthätigkeit gehabt hatten. Während des Zuges oder Leichengepränges wurden alle Buden und Handwerksstätten, nicht auf Befehl, sondern aus eigener Bewegung der bekannten und unbekannten Verehrer der verstorbenen Prinzessinn verschlossen, und allenthalben, wo der Zug durchging, sah man traurige Gesichter und bethränte Augen. Ihre ausgesuchte Bibliothek und Kupfersammlung hat die verstorbene Herzoginn dem Herrn von Rosenberg hinterlassen, der ihr Chevalier d'honneur war, und ihrentwegen sein Vaterland verlassen hatte. Die übrige Verlassenschaft wird nach gewissen, von der Herzoginn selbst festgesetzten Verhältnissen unter die Kammerfräulein, Kammerfrauen und Bedienten so vertheilt werden, daß eine jede der Personen, die zu ihrem Gefolge gehört haben, inskünftige unabhängig von dem Dienste und der Freygebigkeit anderer wird leben können.

Bex, an den Grenzen von Wallis,
am 23. Aug.

Gestern entschloß ich mich kurz und gut, nicht nur die heiligen Örter der Heloise von Rousseau, wohin jetzt alle Fremden von Lausanne aus wallfahrten, und wo sich besonders Engländer mit der Heloise in der Hand wochenlang aufhalten, sondern auch die berühmten Salzwerke bey Bex und die Pisse Vache in Wallis zu besuchen.

Wir fuhren heute gleich nach fünf Uhr von Lausanne weg. Die erste halbe Stunde war der Weg rauh, und lief zwischen den hohen Mauern der Weinberge durch, die eben so beängstigend als in der Nachbarschaft von Neufchatel waren. Nachher aber öffnete sich die Landschaft von beiden Seiten, und gewährte uns die ersten Aussichten, die neben denen am Bodensee eine Vergleichung aushalten können. An der linken Hand steigt der Jura nicht plötzlich und steil wie am Bieler oder Neufchatelersee, sondern allmählich in sanften Erhebungen und Wölbungen bis zu einer Höhe hinan, die man kaum mit den Augen zu erreichen im Stande ist. Durch diese allmählichen Erhebungen bildet das Gebirge unermeßliche sich neigende Flächen und

Busen, die mit Weingärten, Landhäusern, Dörfern, Kirchen und Ruinen von Ritter=schlössern angefüllt sind. Anstatt daß die prächtigsten Weinberge mich bisher bald durch ihre Einförmigkeit ermüdeten, so konnte ich durch den Anblick der Weinberge im Ryfthale gar nicht gesättiget werden, weil ihre schönen Gestalten und bald lieblichen bald feyerlichen Verzierungen mit jedem Augenblicke abwechselten. Bisher glaubte ich, daß die Weinberge in der Gegend von Neuschatel die schönsten sind, die man sehen könne; jetzt bin ich überzeugt, daß die zwischen Lausanne und Vevay die Neuenburger eben so sehr, als diese die Weinberge am Main, oder Neckar, oder Rhein, oder am Bielersee übertreffen. Auch die rechte Seite des Weges bietet interessante Gegenstände dar; denn bald sieht man kleine Weinberge, die mit der größten Mühe angelegt sind und unterhalten werden, bald reizende und mit trefflichen Obstbäumen bepflanzte Wiesen, bald ein einzelnes schönes Haus, oder einen abgebrochenen Thurm, oder ein ruhendes oder segelndes Schiff, endlich den sanften einladenden See und jenseit desselben das savoyische Ufer, das unmittelbar mit schroffen Felsen begrenzt zu seyn scheint. Eine halbe Stunde vor St. Saphorin wird die Gegend wilder.

Große Felsen drohen an manchen Orten die Straße und den Wanderer zu bedecken, und verschließen die entzückende Aussicht auf die obern Theile des Berges. Gerade in dieser Gegend wächst der edelste Ryfwein oder Vin de la Vaud, der schon zu der Römer Zeit gebaut worden ist; denn erst vor wenigen Jahren hat man in der Gegend von Cully ein Monument entdeckt, auf welchem dem Libero Patri Cocliensi ein Gelübde gethan wird. Weder Lutri, noch Cully, noch St. Saphorin, noch die kleinen Örter, wodurch man auf dem Wege nach Vevay fährt, sind so reinlich und gut gebaut als die Städte im deutschen Bernergebiete. Gegen Vevay wird das Ufer flacher und lachender, und so wohl der Berg als der Weg entfernen sich weiter vom Ufer des Sees. Mit unbeschreiblicher Begierde und Aufmerksamkeit betrachtete ich die romantische Stadt und ihre bezaubernden Gegenden, deren meisterhafte Schilderungen ich erst vor kurzem wieder in der Heloise gelesen hatte. Der wirkliche Anblick rührte mich freylich stärker als Rousseaus Schilderungen, da ich sie zum letzten Mahle las; allein das Vergnügen, das ich empfand, war doch sehr weit von den Ekstasen entfernt, in welche mich Rousseaus Heloise in den frühern Zeiten einer noch nicht

genung bezähmten Fantasie versetzte. Kein anderer Schriftsteller hat mich jemahls so gänzlich aus der wirklichen Welt, in welcher ich wandelte und lebte, weggezaubert und in das von ihm geschilderte und geschaffene Elysium hinüber gerückt als der unsterbliche Dichter der neuen Heloise. Weil ich fürchte, daß die Erinnerung der Entzückungen meiner Jugend, welche mir der Anblick von Vevay selbst nicht wiedergab, mein Urtheil verfälschen möge, so will ich warten, bis ich zurück komme, wo ich mich auch länger als heute aufhalten werde. Wir blieben diesen Morgen nur so lange, als nöthig war, um zu frühstücken und unsere Pferde ausruhen zu lassen. Zum Frühstücke setzte man uns eine Bouteille des edelsten Ryfweins, herrliche Bergbutter und köstliche Feigen vor, die in Vevay unterm freyem Himmel wachsen; die Pfirschen hingegen fanden wir, wie die Aprikosen und Pflaumen, nicht so gut und so groß, wie sie bey uns in guten Jahren zu seyn pflegen. Die Mittelmäßigkeit dieser feinern Obstarten in der wärmsten Gegend am Genfersee muß man freylich größten Theils auf die seltsame Witterung schreiben, die wir in diesem Frühlinge gehabt haben; man wollte uns aber doch versichern, daß gerade die genannten Obstarten um Vevay

herum weniger gut als in manchen weniger sanften Gegenden gedeihen. Dieß ist um desto mehr zu verwundern, da die Blumen aus der Nachbarschaft von Vevay von so edler Art sind, daß sie durch ganz Europa verschickt werden, und Feigenbäume und Roßmarinstauden das ganze Jahr durch ohne alle Gefahr in freyer Luft ausdauern. Den letztern ist der hiesige Boden und das hiesige Klima so angemessen, daß sie ohne Hülfe der Kunst die Dicke von einem starken Mannsarme erreichen. Ich fragte im Gasthofe nach den herrlichen Milchspeisen (Laitages), die auf den Höhen des Jura in dieser Gegend gemacht werden, und die Rousseau für die wohlschmeckendsten in der ganzen Schweiz ausgibt; allein diese Leckereyen der Älpler kann man nur an Markttagen haben. Ich fand unterdessen den kleinen fetten Ziegenkäse, der inwendig eben so weich als dicker Rahm ist, nirgends so wohlschmeckend als in Vevay. Zwischen der letztern Stadt und Villeneuve, wo wir zu Mittage speisten, wird der Genfersee immer schmäler, die Gegenden wilder, die Flecken und Wohnungen seltener, und die Berge rücken endlich so nahe zusammen, daß es scheint, als wenn sie den Durchgang gänzlich verschließen wollten. Das Merkwürdigste, was man auf diesem ganzen Wege sieht, sind die bei-

den Schlösser Chillon und Clarens. Jenes ist rund herum mit dem See umflossen, und hat einen Umfang von sieben Ackern Landes. Das letztere, welches so oft in der Heloise vorkommt, liegt an dem Fuße hoher, aber fruchtbarer Berge, auf einer beträchtlichen Anhöhe, von welcher es das ganze Thal und fast die ganze Hälfte des Sees und des savoyischen Ufers beherrscht. Einen noch lange unersetzlichen Schaden hat der Vorgrund des Schlosses und die ganze Aussicht durch einen ungeheuern Waldstrom gelitten, der in einer Breite von mehrern tausend Schuhen Wiesen und Weinberge weggeschwemmt und den Grund mit entsetzlichen Felsstücken belegt hat. Wahrscheinlich muß diese Verwüstung erst vor wenigen Jahren geschehen seyn, weil Rousseau sonst dieses eigenthümliche schweizerische Landschaftsstück nicht würde vernachlässigt haben. Das Schloß selbst scheint gut erhalten zu seyn, allein der Erbauer wußte die Schönheiten der Lage gewiß nicht so gut zu schätzen und zu nutzen als Rousseau. Die ganze Seite, die nach dem Wege und dem See zu gekehrt ist, hat nur vier kleine Fenster, wodurch das Gebäude eher das Ansehen eines Gefängnisses als eines Ritterschlosses erhält.

Wir aßen in Villeneuve, einem todten

mittelmäßigen Orte, zu Mittag, und wurden mit einem belebten Kaufmanne aus Vevay bekannt, der uns Muth machte, den Bernard zu besuchen, dessen Spitze ungleich merkwürdiger als die des Gotthards sey, und wenigstens eben so bequem auf Mauleseln erstiegen werden könne; allein als wir unsern Kutscher fragten, ob er uns nach Sion oder Sitten fahren wolle, weigerte er sich schlechterdings wegen der ihm unerträglichen Unreinlichkeit der Wirthshäuser in Unterwallis.

Hinter Villeneuve, wo die Rhone sich in den See stürzt, wird der Boden sumpfig, wie er gemeiniglich an solchen Orten zu seyn pflegt, wo ansehnliche Flüsse sich in Seen ergießen. Die Berge, zwischen welchen man durchfährt, sind eine Zeit lang so nahe, so hoch und so drohend, daß man sich in das Lauterbrunner- und Grindelwaldthal wieder versetzt glaubt. Einige Stunden vor Bex aber weichen sie wieder an beiden Seiten so weit zurück, daß ihre Nachbarschaft nicht mehr drückend ist. Allenthalben sieht man niedliche Weinberge oder fruchtbare Wiesen und Äcker, auf welchen letztern wir hin und wieder vier bis fünf Zugthiere, halb Pferde, halb Ochsen, vor den Pflug gespannt sahen. Schon vor sechs Uhr kamen wir in diesem großen, gut gebauten und volkreichen Flecken an,

der sechshundert streitbare Männer enthalten soll.

Vor uns haben wir einen der höchsten und majestätischsten unter den wallisischen Schneebergen, den Dent de Midi, der jetzt in dem höchsten Glanze der Abendsonne schimmert, und hinter uns den Dent de Morcles, den man gleichfalls erhaben nennen würde, wenn er nicht seinem viel größern Nachbarn gegen über stände. In dieser Gegend war es wahrscheinlich, wo Hannibals Krieger zu zagen anfingen, als sie zum ersten Mahle die unersteiglich scheinenden und mit ewigem Schnee bedeckten Berge in der Nähe sahen, über welche ihr kühner, vor der Natur so wenig als vor den Römern zitternder Feldherr sie führen wollte. Livius schildert den Eindruck vortrefflich *), den der erste Anblick der Alpen auf das Heer des punischen Feldherrn machte. Eben diese

---

*) Tum, sagt Livius im 21. Buche im 32. Kapitel, quamquam fama prius, qua incerta in majus vero fieri solent, praecepta res erat, tamen ex propinquo visa montium altitudo, nivesque caelo prope immistae, tecta informia impositis rupibus, pecora jumentaque torrida frigore, homines intensi et inculti, animalia inanimaque omnia rigentia gelu, caetera visu quam dictu foediora terrorem renovarunt.

Schilderung ist auch das ausführlichste und treffendste Gemählde von den Alpen, das ich mich besinne in den römischen Schriftstellern gefunden zu haben. Über die Seltenheit der Schilderungen der außerordentlichen Phänomene, welche die schweizerischen Gebirge darbieten, muß man sich um desto mehr wundern, da die Römer nichts weniger als unempfindlich gegen die Schönheiten und Seltenheiten der Natur waren, und die Vornehmsten des Volks, besonders unter den Regierungen der Imperatoren, die heiße Jahrszeit gern am Fuße der Alpen, so wohl in Italien als in Wallis, zubrachten. Aus den unzähligen Denksprüchen, womit das Zimmer, worin wir im Gasthofe à l'ours wohnen, allenthalben beschrieben ist, sieht man, daß die erhabne Natur im Walliserlande alle Fremdlinge eben so sehr entzückt, als die Unreinlichkeit der Einwohner ihnen Grauen und Ekel eingeflößt hat. Ich will Ihnen einen von den Lobsprüchen auf die erstere und eins von den Spottgedichten auf die letztere abschreiben.

O vous, tout admirateur de la belle nature,
Venez dans le Valais admirer ses tresors,
Ses monts majestueux d'étonnante structure,
Ses cascades des eaux roulantes sur la verdure,
Pour contempler tout ça, faites quelques efforts.

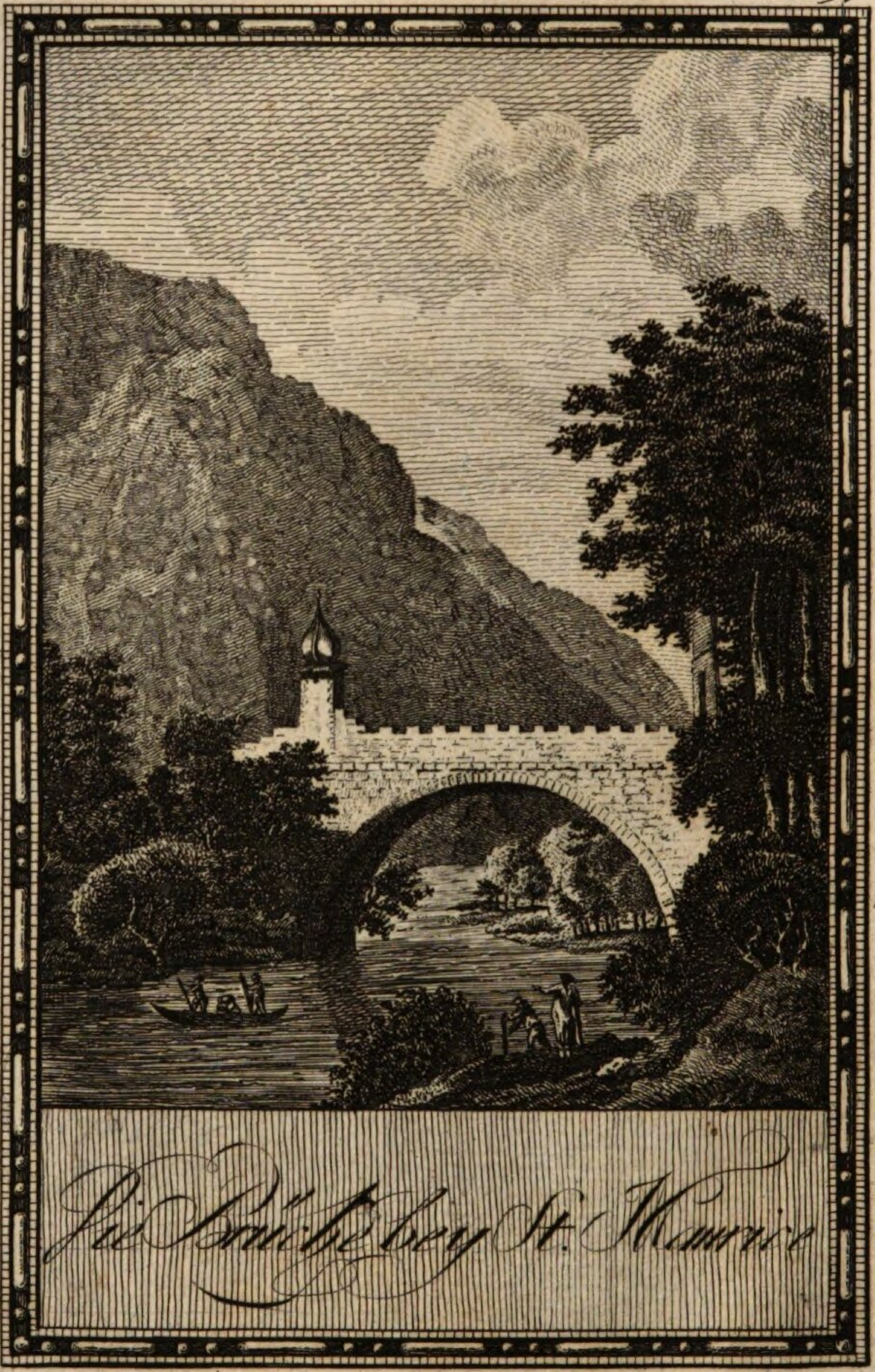
Gleich unter diesen Zeilen stehen folgende:

O vous, qui désirez reposer mollement
Et gouter du sommeil les faveurs restaurantes,
Fuyez ces lieux remplis d'insectes malfaisantes,
De goitres, de cretins, d'ordures étouffantes.

Beide Improvisatori sangen die Wahrheit, der letztere aber in bessern Versen als der erstere.

Von der Sauerey der gemeinen Walliser erzählte mir neulich ein Freund, der das Volk genau kannte, einige Proben, welche die Abneigung unsers Kutschers, in Wallis zu übernachten, vollkommen rechtfertigten. Einst kam dieser gute Freund mit einbrechender Nacht in ein abgelegenes Dorf, und fragte die Wirthinn, die eben mit der Säuberung des Kopfes ihres Kindes beschäftigt war, ob sie ihm wohl etwas zu essen und ein Nachtlager geben könnte? Die Walliserinn antwortete mit Ja, schüttelte den Schooß, in welchem sie das Ungeziefer aufgefangen hatte, nachlässig ab, und ging fort, um das Abendessen zu besorgen. Die Unbefangenheit der Wirthinn machte meinen Freund natürlich begierig, ihre Kochkunst etwas genauer zu beobachten. Sie ersparte ihm aber die Mühe, die Zubereitungen der Speisen, die er genießen sollte, zu

erforschen. Ohne im geringsten zu argwohnen, daß dem Fremden irgend etwas in ihrem Betragen aufgefallen seyn könne, kam sie bald mit verschiedenen Eyern wieder, und schlug sie eins nach dem andern in ihren Schooß hinein, der noch kurz vorher ein Behälter des ekelhaftesten Ungeziefers gewesen war. So bald mein Freund hörte, daß das entsetzliche Gemische, das man vor seinen Augen machte, zu einem Eyerkuchen für ihn bestimmt sey, eilte er, ohne ein Wort weiter zu sagen, aus dieser europäischen Hottentottenhütte weg, und machte seiner Müdigkeit und der dunkeln Nacht ungeachtet noch einen Weg von mehrern Stunden, um ein anderes Dorf zu erreichen. Eben dieser Freund versicherte mich, daß der gemeine Mann in manchen Gegenden von Wallis noch nichts von Tellern, Tischtüchern u. s. w. wisse. Wenn man essen wolle, so setze man die Speisen in einer großen Schüssel auf einen hölzernen Tisch, der aus dicken Bohlen bestehe, und so viel Löcher habe, als die Familie Personen enthalte. Wenn die Speisen aufgetragen seyen, so greife ein jeder zu, und fülle nach seinem Belieben so viel, als er zur Stillung seines Hungers brauche, in sein Loch, das die Stelle von Tellern vertrete, und nicht öfter und sorg-



Die Brücke bey St. Maurice

C. Schindelmayer sc.

fältiger als die Gefäße und Schläuche der Kalmücken gereinigt werde.

Lausanne, am 26. Aug.

Weil die drey letzten Tagreisen nicht wenig ermüdend waren, so werden wir heute ausruhen, und ich will Ihnen kürzlich erzählen, was uns gestern und vorgestern Merkwürdiges vorgekommen ist.

Vorgestern fuhren wir sehr früh aus Bex weg, um die Pissevache recht in Muße zu betrachten, und doch wieder zu Mittage in Bex speisen zu können. Dieß läßt sich bequem thun, weil der Weg nicht nur im Berner sondern auch im Walliser Gebiete bis Sitten vortrefflich gemacht ist.

Je mehr wir uns den Grenzen von Wallis näherten, desto romantischer wurden die Gegenden. Bey der Brücke über die Rhone, die das Berner und Walliser Gebiet mit einander verbindet, lassen die sich begegnenden Bergketten nur eine so geringe Öffnung, daß der Eingang in Wallis und die Stadt St. Moritzen (St. Maurice) mit einem kleinen Häuflein gegen ein unermeßliches Heer vertheidigt werden könnte. Ich dachte hier nicht so wohl an die Festungs-

Bayerische
Staatsbibliothek
München

werke, welche die Natur selbst um das Land und die Freyheit der Walliser hergebaut hat, als an die unbegreifliche Nachlässigkeit, womit die ehemahligen Bewohner dieses Landes diesen engen Paß ihren Räubern und Bezwingern, den karthaginensischen und römischen Feldherren offen ließen, von welchen man nirgends liest, daß sie gerade bey diesen schweizerischen Thermopylen große Gefahren oder Schwierigkeiten zu überwinden gehabt hätten. Wenn ich auch in der ganzen Schweiz keinen Ort wüßte, wo ich gewiß überzeugt seyn könnte, daß ich Cäsars und Hannibals Fußstapfen betreten hätte, so ließe sich dieses doch mit Zuverlässigkeit von der bey St. Maurice über die Rhone geschlagenen Brücke behaupten, unter welcher die Wasser dieses Flusses eben so schnell und trübe fort fließen, als die der Reuß, der Aar und andere Gletscherströme, bevor sie sich in Seen gereinigt und besänftigt haben. Nicht weit von St. Maurice soll die thebaische Legion, welche der ganzen Schweiz Heilige und Schutzpatronen gegeben hat, niedergehauen worden seyn, und in der Nachbarschaft dieser Stadt war es wahrscheinlich auch, wo Galba von den Galliern mitten im Winter belagert, und von dem mit unglaublicher Geschwin-

digkeit über die Alpen fliegenden Cäsar gerettet wurde. Die Walliser in St. Maurice so wohl als in den Dörfern, die wir gesehen haben, sind viel weniger unreinlich in ihren Kleidern als in ihren Wohnungen. Die letztern sind fast durchgehends niedrig, und hauchen einen so entsetzlichen Geruch aus, daß wir beym Durchfahren durch St. Maurice unsere Nasen dagegen verwahren mußten. Dieß ist um desto auffallender, da nicht leicht einer andern Stadt die Reinlichkeit so leicht gemacht wird als diesem Grenzorte von Wallis, weil nicht bloß fließendes Wasser, sondern reissende Bäche in tiefen Kanälen durch die Straßen laufen. Die Wohnhäuser sind fast alle von Stein gebaut, aber so nachlässig und kunstlos, daß sie oft nur zusammengeworfene und durch keinen Mörtel verbundene Haufen von Bruchstücken zu seyn scheinen. Die Thüren sind so schmal und niedrig, als wenn die Walliser nicht in ihre Häuser hinein gehen, sondern nach Art der Negern und der meisten Wilden in allen Erdtheilen hinein kriechen wollten. St. Maurice besitzt noch mehrere merkwürdige römische Alterthümer, von welchen Sie, wenn Sie wollen, im Fäsi einige Nachrichten nachlesen können. Das Wallisérthal, so weit ich es gesehen habe, unterscheidet

sich von allen andern schweizerischen Thälern auf mehrere Arten. Ungeachtet es dem Augenscheine nach höchstens eine halbe Stunde und an manchen Orten nicht einmahl so breit ist, und die Berge, womit es auf beiden Seiten umringt wird, zu den höchsten der Schweiz gehören, so hat es doch nichts Düsteres oder Beängstigendes, sondern es ist viel heiterer als alle anderen von hohen Bergen umschlossenen mir bekannten Thäler, weil die Spitzen der Berge viel weiter als ihre Füße von einander entfernt sind, und die Berge selbst, einige wenige ausgenommen, sich mit ihren Gipfeln nicht nach Wallis, sondern entweder nach dem Kanton Bern oder nach Italien hinüber neigen, anstatt daß die Felsen und Berge, womit das Lauterbrunner-, Grindelwaldner-, oder Haßli- und Engelbergerthal ummauert ist, entweder senkrecht abgeschnitten oder gar überhangend sind. In Wallis sieht man alle seltenen und hinreissenden Schauspiele, welche hohe Berge darbieten, am nächsten, mannigfaltigsten und in ihrer größten Pracht beysammen, doch mehr an der linken als an der rechten Seite. Die Bergkette, welche Wallis von Italien trennt, entzieht sich dem Auge größten Theils, und zeigt selten etwas weiter als ihre ungeheuern Funda-

mente, die in fünf oder mehrere hundert Schuh hohen und meistens steilen Felsmassen bestehen. Die Berge an der linken Hand hingegen fesseln den Reisenden entweder durch ihre unersteiglichen, bald ganz kahlen, bald beschneyeten und in der Sonne schimmernden Gipfel, oder durch ihre unendlich abwechselnde Einkerbungen und Absätze, oder durch ungeheure Risse und Brüche, welche dnrch Erdbeben oder andere gewaltige Revolutionen entstanden sind, oder durch drohende Felswände und furchtbare Trümmer ehemahliger Bergfälle und Lauinen, oder durch den kühnen Sturz von schäumenden Gletscherwassern, oder endlich durch den sanftern Fall von kleinern Bächen, die in Silberschaum aufgelöst werden, und sich allmählich so tiefe Betten in den Felsen ausgegraben haben, daß man sie kaum wahrnehmen kann. Die Füße und mittlern Höhen dieser Berge sind entweder mit Waldungen, oder auch mit reizenden Fluren und Weiden bekleidet, aus welchen sich hin und wieder die ruhigen Wohnungen ihrer Besitzer hervor heben. Wenn man aber seine Augen von diesen Scenen weg und auf diejenigen Gegenstände hinwendet, von welchen man am nächsten umgeben ist, so wird die Bewunderung oder ruhige Freude, wo-

mit man erfüllt war, in Unwillen oder Mitleiden verwandelt. Man sieht nähmlich das fruchtbarste Thal in der ganzen Schweiz, das Veltlin ausgenommen, fast ganz mit wildem Gebüsche bewachsen, und entdeckt nur in der Nachbarschaft von Städten und Dörfern einige Wiesen und Gärten, oder Fluren und Weinberge, aber auch diese so nachlässig bebaut und unterhalten, daß man nicht in der Schweiz, sondern in Savoyen zu seyn glaubt. Dieser auffallende Mangel von Kultur ist keine Wirkung von Bedrückung und Tyranney wie in Savoyen, sondern eine Folge der Trägheit, die fast immer mit Barbarey und Mangel von Aufklärung verbunden ist. Eigentliche Cretins fanden wir nicht, ungeachtet ich mich durch meinen Kutscher mehrmahls darnach erkundigen ließ. Die Walliser von beiderley Geschlechte, die wir sahen, hatten keinen so hohen Wuchs als die bernischen Oberländer; sie sind aber doch dauerhaft, nervig und von blühender Farbe. Blaue Augen und blonde Haare sieht man, glaube ich, in ganz Wallis, wenigstens in Unterwallis, nicht.

Als wir uns der Pissevache näherten, waren wir nur für diese ganz Aug und Ohr. Sie gewährt in die Ferne einen noch prächtigern Anblick als der Staubbach, weil

Die Cascade bey Pissevache

C. Schindelmayer sc.

sie eine fast eben so hohe und dabey viel breitere und dickere Wassersäule bildet. Zuerst sahen wir sie von der rechten Seite, wo man es am deutlichsten bemerkt, wie der Strom, der von einem im Thale unsichtbaren Schneeberge herab kommt, sich von der Felsenwand losreißt, und größten Theils in den leeren Luftraum stürzt. Alsdann gingen wir von vorn so nahe hinzu als möglich; da wir aber dem Falle am nächsten waren, konnten wir kaum unsere Augen aufschlagen, weil der Wind die Staubwolken fast in gerader Linie auf uns und die Rhone zu trieb. Am zugänglichsten war er von der linken Seite, an welcher wir über einen ungeheuern Haufen kleinerer und größerer Steine, welche der Bach selbst herab geworfen hat, bis zu seinem Bette hinauf stiegen, in oder vielmehr an welchem er herab stürzt, wenn er am stärksten ist, oder der Wind seine Wellen nach dieser Seite hin wirft. In diesem Bette waren wir vom Falle nur zwanzig bis fünf und zwanzig Schritte entfernt, ohne naß zu werden, und auf eben diesem Standpunkte konnten wir den Sturz der Wellen, die Abgründe, in welche sie hinein fallen, die Regenbogen und Staubwolken, welche sie hervor brachten, am bequemsten und vortheilhaftesten beobachten. Nachdem

ich den wallisischen Wasserfall, den viele für den merkwürdigsten in der ganzen Schweiz ausgeben, von allen Seiten untersucht hatte, so entschied ich sogleich, daß er weder mit dem Rheinfalle bey Schaffhausen, noch mit dem Falle des Reichenbachs im Haßlithale verglichen werden könne. Die Pissevache stürzt von einer größern Höhe herunter als beide, und diese Höhe schätze ich ungefähr auf fünf hundert Schuh; sie ist glänzender und vielleicht auch reicher an Wasser als der Reichenbach, allein dieser Reichthum wird durch das breitere Bett zu sehr vertheilt, als daß sie solche Seelen erhebende Vorstellungen und Empfindungen von Kraft und Geschwindigkeit erzeugen könnte, als man beym Rheinfalle und Reichenbache in sich wahrnimmt. Ich genoß vielleicht mehr gegenwärtiges Vergnügen als bey dem Anblicke der letztern, allein ich wurde weder so betäubt, noch so tief in mich selbst versenkt als bey diesen. Ich konnte vielmehr auf der Stelle ohne mächtiges Gegenstreben, und ohne durch das unwiderstehliche in sich selbst hinein reissende Schauspiel beständig zerstreut zu werden, meine Beobachtungen ordnen und in Worte einkleiden. Von der linken Seite, von welcher wir den Wasserfall fast eine Stunde betrachteten, schien es,

als wenn kaum die Hälfte des Wassers an der sich nur wenig neigenden Felswand herab schösse, und die größere Hälfte sich in unzähligern größern und kleinern Wellen in die freye Luft hinab würfe. Die kleinern Wellen zerstäubten ganz in feinen kaum sichtbaren Nebel, die größern hingegen wurden zwar immer dünner und gestreckter, erreichten aber doch noch zuletzt als zusammenhangende Wassersäulen *) schäumend den untersten hervorragenden Theil der Felswand, von welcher sie meistens in der Gestalt von dichten Wolken wieder empor stiegen. Auf dem Standpunkte, wo wir zuletzt stehen blieben, waren wir fast ganz über diese Staubwolken erhaben, welche die Wellen entweder im Fallen oder durch das Zurückprellen von dem Felsen erzeugten. Hier konnten wir um desto besser wahrnehmen, was wir vorher gefühlt hatten, daß diese Wolken unzerstreut nicht nur sechs bis acht hundert Schritt bis an die Rhone, sondern selbst bis über den Fluß weggetrieben wurden. Was wir beym Staubbache gar nicht, und beym Reichenbache nur von Zeit zu Zeit hör-

---

*) Wasserfäden wäre passender, und ich glaube auch fast, daß ich so in meinem Manuscripte geschrieben habe.

ten, das Geprassel von Felsstücken, die von dem stürzenden Strome herab gerissen werden, das dauerte bey der Pissevache unaufhörlich fort; allein dieß Geprassel war der größern Höhe des Falls ungeachtet doch nicht in so großer Ferne hörbar, und heftigen Donnerschlägen nicht so ähnlich als beym Reichenbache, weil die Gewalt und Geschwindigkeit des herab schießenden Wassers viel geringer ist. Der Strom selbst erregt auch nicht ein so betäubendes und donnerndes Getöse als der Rhein oder der Reichenbach, sondern man kann das Geräusch der Pissevache, wie das des Staubbachs, eher ein Geplätscher nennen. Regenbogen aber kann man, glaube ich, bey keinem natürlichen oder künstlichen Wasserfalle schöner und abwechselnder als bey der Pissevache sehen. Je höher und näher wir an dem Wasserfalle hinauf stiegen, desto größer wurden die Regenbogen und desto lebhafter und abstechender die Farben. Wir sahen beständig zwey über einander, wovon aber der größere mattere und mehr zusammenfließende Farben hatte als der kleinere, der uns wie beym Staubbache umschloß. Je nachdem der Wind die Staubwolken mehr oder weniger auf uns zu trieb, desto kleiner oder größer wurden die Regenbogen, und desto stärker oder schwä-

cher die Farben, womit sie prangten. Die immer neuen Schauspiele, welche die steten Verwandlungen, Entstehungen, Verschwindungen der Regenbogen, und die abwechselnden Richtungen und Wendungen der Staubwolken dem Auge verschafften, würden uns noch länger ergetzt haben, wenn wir diesem Vergnügen auch mehr als eine Stunde hätte schenken können.

Gleich nach Tische machten wir uns wieder auf den Weg, um die berühmten Werke zu sehen, welche die Régierung von Bern bey Bex in den Felsen hat hinein hauen und anlegen lassen. Wir bestiegen einen mit zwey Ochsen bespannten Char à banc, weil der Weg für andere Fuhrwerke zu steil ist. Der Char à banc ist ein der Schweiz eigenthümliches Fuhrwerk, welches vorzüglich in engen und steilen Wegen gebraucht, und alsdann von mehrern Ochsen, auf ebener Straße aber nur von einem Pferde, gezogen wird. In diesem Fuhrwerke, das meistens an der Seite und auch oben bedeckt ist, können vier bis fünf Personen neben einander sitzen, deren Gesichter aber nicht nach den Pferden, sondern nach der offnen Seite hin gekehrt sind. Damit man sicher sitze, ist ein Querholz als ein Schemel angebracht, auf welchem die Füße ruhen, oder wogegen man

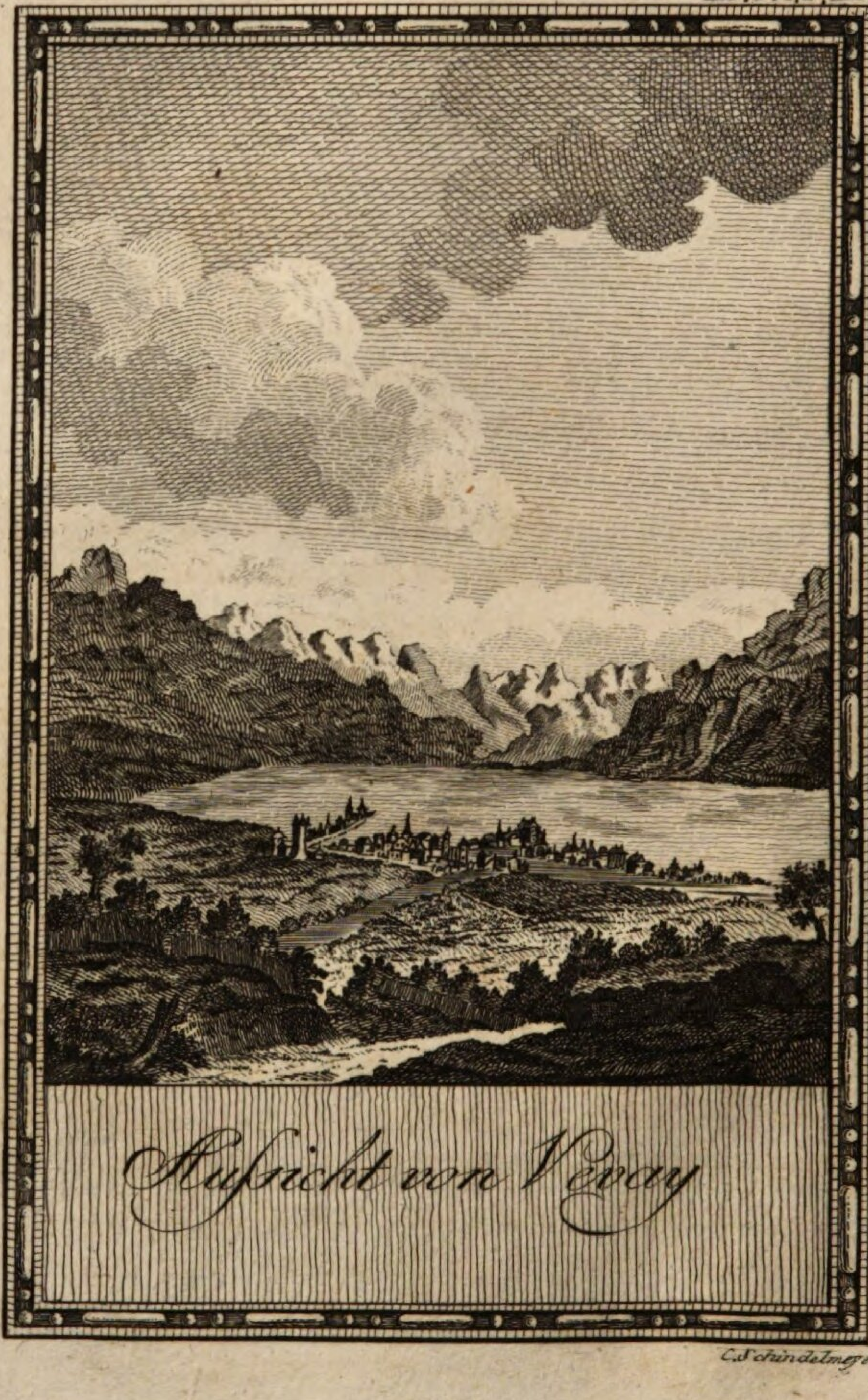
sich mit den Füßen stemmen kann. Wir fuhren mit unserm zwar nicht sehr geschwinden, aber desto sicherern Vorspann über zwey Stunden, ehe wir den Eingang der prächtigen Gänge und Gallerien erreichten, welche zu der Hauptquelle, zu dem großen Rade, wodurch die Sohle aus einem 75 Schuh tiefen Abgrunde heraus gehoben, und das von einem 400 Schuh hoch durch den Felsen geleiteten Bach getrieben wird und endlich zu dem großen Behälter führen, aus welchem das Salzwasser Stunden weit in die Gradierhäuser u. s. w. fließt. Ich will Ihnen weder die Länge, Bequemlichkeit und Richtungen der in den Felsen gehauenen Gänge, noch die Bestandtheile des Felsens selbst, noch die Größe der Räderwerke und Behälter, noch die Reichhaltigkeit der Salzquellen, noch die Pracht der zu dem Salzwerke gehörigen Gebäude, die wir auf unserm Rückwege, sahen umständlich beschreiben, da Sie alle diese Umstände in einer Schrift des Herrn von Haller von diesen Salzwerken, denen er sechs Jahre vorstand, genauer und umständlicher, als ich sie Ihnen anzugeben im Stande wäre, lesen können. Ich schränke mich nur auf einige Eindrücke oder Empfindungen ein, die ich auf dieser Reise erhalten habe. Der Weg zu den Salz=

werken ist so gebahnt als die schönste Chaus-
see, aber auch zugleich so schmal, daß nur
eben Raum genug für ein kleines Fuhrwerk
da ist, und die Räder auch des schmalsten
Fuhrwerks fast immer an dem Rande eines
entsetzlichen Abgrundes herlaufen, dessen Tie-
fe Sie daraus beurtheilen können, daß man
zwey Stunden hinter einander Berg an fährt.
Zwar ist der Blick in diese gräßliche Tiefe,
in welcher ein wilder Waldstrom braust,
meistens durch Gebüsche verschlossen, die an
der Seite des Weges wachsen, und gegen
den Abgrund hinab hangen; allein diese Ge-
büsche sind an manchen Orten zu dünn und
nicht selten hinunter gestürzt, und alsdann
war es, als wenn die geringste Bewegung
uns in die Schlünde, über welchen wir im
eigentlichsten Verstande hingen, hätte hinab
werfen können. Am gefährlichsten war es an
solchen Stellen, wo der Weg eine andere
Richtung nahm, und das Fuhrwerk sich um
eine Ecke drehen mußte. Hier schien ein Sturz
fast unvermeidlich, besonders an einigen
Stellen, wo der Rand des Weges ausge-
bröckelt war, und die Gleise auszuweichen
angefangen hatten. Ungeachtet ich schon ziem-
lich daran gewohnt bin, die Abgründe hin-
ab zu schauen, und an ihnen her zu fahren
und her zu wandeln, so konnte ich es doch

nicht im Wagen aushalten. Noch jetzt fühle ich eine allgemeine Erschlaffung aller meiner Muskeln, wenn ich an einige Situationen dieser Bergreise zurück denke.

Die Luft in den Gallerien war viel kälter als in der Felshöhle bey Locle, und dieß war um desto empfindlicher, da wir uns auf dem Wege erhitzt und alle Kleider, die wir nicht gern verderben wollten, gegen leinene Kittel abgelegt hatten. Fast noch unleidlicher aber war mir der starke Schwefelgeruch, der mich Anfangs so sehr beleidigte, daß ich meine Nase mit einem parfümirten Schnupftuche zuzuhalten gezwungen wurde. Noch nie habe ich die Süßigkeit des Tageslichts, wie Vater Homer sagt, so sehr gekostet, als da ich aus den dumpfigen, und schwefeligen Felsengängen wieder in die freye und heitere Luft zurück kehrte.

Ich habe Ihnen schon einige Mahle die Vortrefflichkeit der bernischen Gasthöfe selbst auf dem Lande gerühmt, nicht so wohl weil ich Bequemlichkeit und Leckereyen mehr als andere liebe, sondern um Sie auch von dieser Seite auf das Eigenthümliche der Schweiz aufmerksam zu machen. Aus eben diesem Grunde lasse ich es nicht unbemerkt, daß ich den besten Tisch und die niedlichsten Gerichte in der ganzen Schweiz, da wo ich



Aussicht von Vevay

C. Schindelmeyer.

es am wenigsten erwartet hätte, in Bex an den Grenzen von Wallis gefunden habe. Ich kenne nichts Schmackhafteres als junge Kartoffeln und Kastanien à la crême und die Karpfen aus dem Genfersee, von dem Wirthe selbst nach einer eigenthümlichen Manier zubereitet. Gern hätte ich von eben dieser Meisterhand auch Seeforellen gegessen, allein für diese großen und kostbaren Fische war unsere Gesellschafft zu klein. Man bezahlt das Pfund Seeforellen so wohl hier als in Lausanne und Genf mit einem Gulden, bisweilen mit zwanzig Batzen oder gar einem Thaler. In Gasthöfen trifft man sie daher nur selten und immer nur an großen Wirthstafeln an.

Auf meiner Rückreise nach Lausanne gab ich auf nichts so sehr Acht als auf Vevay und die umliegende Gegend, die man für die schönste oder eine der schönsten am Genfersee hält. Vevay mit dem daran grenzenden Tour de Peils sind beide auf einer Erdzunge erbaut, die in den Genfersee nach dem savoyischen Ufer zu läuft. Beide Städte haben zwar nicht viel breitere, aber ebnere und regelmäßigere Gassen, viel mehr schöne und reinliche Häuser als Lausanne. Vevay ist auch lebhafter als Lausanne, weil sich nicht nur ein großer Theil des Adels aus dem Pays de Vaud darin aufhält, son-

dern weil sie auch die erste und vornehmste Niederlage der Sanenkäse und Ryfweine ist. So sehr aber auch die kleinere Stadt die größere an Zierlichkeit und Reinlichkeit übertrifft, so weiß ich doch kaum, ob die Lage der einen der Lage der andern vorzuziehen sey. Vevay ist mit den herrlichsten Wiesen, Weinbergen und Wäldern umringt, allein diese umkränzen auch Lausanne. Bey Vevay ist der See noch tiefer und schmäler, und die savoyischen Felsen von Meillerie näher und furchtbarer als bey Lausanne; allein bey der letztern Stadt ist der See viel breiter und die Aussicht ausgedehnter, indem man in beide Hörner, und an allen vier Ufern hinab sieht, welche der in einen halben Mond sich krümmende See bespült. Die Felsen von Meillerie sind drohender als die, an welche man von Lausanne aus hinan blickt; allein dieser Zuwachs des Furchtbaren ist nicht für alle Menschen ein Zuwachs von Schönheit, wenigstens nicht für mich, dem die savoyischen, Lausanne gegen über liegenden Felsen schon zu öde und doch nicht erhaben scheinen. Um Lausanne herum sieht man endlich fast von allen Standpunkten Spitzen von Schneebergen, allein diese werden bey Vevay, wenn man nicht den Jura hinan steigt, durch die nähern Berge und Felsen bedeckt.

Diese größere Nähe der Felsen und die Eingeschränktheit der Aussichten sind es auch, warum ich die öffentliche Promenade in Vevay, derriere l' Isle genannt, dem Montbenon in Lausanne, dem sie sonst sehr ähnlich ist, weit nachsetze. Wenn ich aber auch noch zweifelhaft wäre, ob ich die Gegend um Vevay oder um Lausanne für die schönste erklären sollte, so würde ich mich doch keinen Augenblick bedenken, wenn man mich fragte, ob mir noch eine andere Gegend besser als diese beiden gefiele? Zwischen Lausanne und St. Saphorin wollte ich viele einzelne Plätze angeben, die mit den vereinigten Reizen der Lagen von Vevay und Lausanne noch mehrere andere und eigenthümliche verbinden, und unter diesen am meisten die unermeßlichen Höhen, Ausdehnung und Mannigfaltigkeit der mahlerischsten Weinberge, die gewiß alle Werke und Anstrengungen der Fantasie der größten Künstler und Dichter beschämen.

Ungeachtet der Genfersee die beiden Tage über, während welcher wir an demselben herfuhren, beständig glatt oder wenig bewegt war, so glaube ich doch, daß ich fast alle Hauptschattirungen, deren seine Oberfläche fähig ist, die einzige des Sturms ausgenommen, bemerkt habe. Bald schien

er dunkel oder schwärzlich, bald heller und himmelblau, dann wieder grün oder grünlich, und bald darauf grau und ins Weiße spielend. Oft war er ganz glatt, bisweilen aber auch mit silbernen, gelben oder blauen Streifen durchschnitten. Nach allem, was ich gesehen habe, halte ich es für unläugbar, daß die Farben von Seen, wenigstens bey stillem Wetter, nicht so wohl durch die Tiefe derselben, als durch die Farben von Gegenständen, womit sie umgeben sind, oder die über ihnen hangen, bestimmt wird.

Morgen breche ich nach Genf auf, wo ich nicht weiß, ob ich Zeit zum Schreiben finden werde. Meinen nächsten Brief erhalten Sie von Nidau, und in diesem melde ich Ihnen, wann ich nach Basel abzureisen gedenke. Es ist mir unendlich lieb, mit meinen vertrautesten Freunden bald wieder vereinigt zu werden, allein ich läugne nicht, daß es mich innig schmerzt, daß ich schon jetzt die Schweiz wieder verlassen muß.

Am 26. Aug. 1783.

Neunter Brief.

Genf, am 28. Aug.

Liebster Freund!

Das schlechte Wetter und eine geschwollene Backe hindern mich heute Nachmittag auszugehen, und ich fange deßwegen in einem neuen Briefe an, mein Tagebuch fortzusetzen.

Nur selten ist meine Erwartung in einem so hohen und unangenehmen Grade getäuscht worden, als auf unserer gestrigen Reise von Lausanne nach Genf. Nach allen Erzählungen und Beschreibungen, die ich gehört oder gelesen hatte, erwartete ich zwischen diesen beiden Städten Gegenden und Aussichten, die alles überträfen, was ich bisher in der Schweiz bewundert hatte; allein aufrichtig zu reden, rechne ich diese so allgemein gepriesene Landschaft, wie man sie von der Landstraße wahrnimmt, zu den mittelmäßigsten, die ich bisher außer meinem

Vaterlande gefunden habe. Von Lausanne aus fährt man eine Zeitlang zwischen artigen Landhäusern, die aber nicht in Gärten, wie wir sie in Deutschland zu sehen gewohnt sind, sondern in fetten, mit Bäumen besetzten Wiesen liegen. Wenn die Landgüter der Einwohner von Lausanne aufhören, so trifft man bis Morges recht gut bebaute, aber im geringsten nicht außerordentlich fruchtbare Äcker an; denn Weinberge können hier wegen des fast ganz flachen Bodens nicht angelegt werden. Von Morges bis Genf verschlimmern sich die Gegenden, so weit man sie vom Wege überschauen kann, so sehr, daß wir uns oft einander fragten, wie man doch diese Gestade des Genfersees jemahls mit den Ufern des Bodensees vergleichen, oder auch nur denen des Zürchersees habe vorziehen können. Man fährt fast beständig nahe an dem flachen, oder angefressenen und immer kahlen Gestade des Sees her, und hat also zur Linken immer dieselbige einförmige Wasserfläche und dieselbigen savoyischen Felsen, mit deren Anblicke wir schon einige Tage gesättigt waren. Oft sahen wir zu beiden Seiten nichts als elende mit Disteln oder unfruchtbaren Binsen und Schilf bedeckte Gemeinweiden, die nicht selten durch kleine Erdhügel oder hohe

Ufer in einiger Entfernung begrenzt wurden, und uns alle Aussicht verschlossen. Wenn aber auch die nächsten Gegenstände nicht so traurig und die Aussicht nicht so eingeschränkt war, so kamen wir doch niemahls in eine vorzüglich reizende Landschaft. So wohl die Gärten als Felder und Weinberge waren mittelmäßig oder schlecht bebaut, und von den letztern bemerkten wir so wenig, daß wir nicht begreifen konnten, woher denn aller der treffliche la Cote-Wein komme, womit ein beträchtlicher Handel getrieben wird. Galgen sahen wir mehr als Dörfer und Städte, und ich glaube, daß wir der erstern fast ein ganzes Dutzend gezählt haben. Wenn ich Morges ausnehme, das eine schöne Kirche und einige prächtige Häuser hat, so ist unter allen Örtern an dieser Küste des Genfersees kein einziger, der die Vergleichung mit kleinen Städten und Flecken der deutschen Schweiz aushalten könnte. Man vermißt in jenen allenthalben die Reinlichkeit und Ordnung, die diesen so eigenthümlich ist, und wenn also auch die Gebäude im Pays de Vaud größer und prächtiger sind als in der deutschen Schweiz, so sind sie doch selten so gut erhalten. So wenig ich aber den Reisenden beystimmen kann, welche die Örter und Ge-

genden am Genfersee als ein europäisches Elysium beschreiben, so glaube ich doch, daß ich es ohne vorher gegangenen Unterricht würde bemerkt haben, daß Versoy und der kleine Strich des französischen Gebiets, der die Besitzungen des Kantons Bern und der Republik Genf scheidet, einer andern Regierung unterworfen seyn müsse als die Strecke Landes, die ich von Lausanne aus durchreiset hatte. In Versoy gingen die Einwohner meistens in zerrissenen Lumpen einher, und ihre Häuser und Geschirr waren in keinem bessern Zustande als ihre Kleidung. Von einigen Hütten waren die Wände eingefallen, an andern fehlte ein Theil der Ziegel, oder die zerbrochenen Fensterscheiben waren auch mit alten Lumpen oder Papier zugeflickt. Diese verfallenen oder verfallenden Wohnungeu unglücklicher Menschen, die durch die Grausamkeit von Finanzbedienten zu Boden gedrückt werden, machen einen traurigen Kontrast mit den Pallästen der Genfer, die in Versoy selbst und zwischen diesem Orte und Genf in so großer Zahl aufgeführt sind. Die angenehmsten Stunden auf der ganzen Reise brachten wir in Nyon im Gasthofe à la croix blanche zu. Hier konnten wir so wohl aus dem hintern Zimmer als aus dem Garten, der mit einer

gewaltigen Mauer gegen die Angriffe des unruhigen und tiefen Sees geschützt ist, den Montblanc und seine Nachbarn heller und tiefer herab als bisher sehen. Ich beobachtete diesen von den Genfer Gelehrten am meisten besungenen und besuchten Helden der Schweizergebirge lange und zu wiederhohlten Mahlen mit meinem Teleskope; und auch aus diesen Beobachtungen würde ich geschlossen haben, daß er zu den höchsten Gebirgen in der Schweiz und in Italien gehören müsse. Er war nicht nur über seine fünf beschneyeten Nachbarn, unter welchen ihm zwey zur Linken und drey zur Rechten als Trabanten standen, sehr viel erhaben, und so weit ich ihn sehen konnte, mit Schnee bedeckt, sondern dieser Schnee war auch so weiß und glänzend, wie er immer nur auf den höchsten Alpenspitzen zu seyn pflegt. Kein anderer Berg ist der Jungfrau von fern so ähnlich wie der Montblanc. Gleich dieser erhabenen Nebenbuhlerinn ist er rund herum, selbst auf den gewaltigen Armen und Höckern, die er ausstößt, mit ewigem Schnee umhüllt, und nirgends trifft man mit dem Auge auf kahle Felswände, oder dunkle unausgefüllte Klüfte. Es versteht sich, daß er wie die Jungfrau ganz anders erscheint, wenn man ihm sehr nahe kommt.

Der geringere oder vernachlässigte Anbau des Landes zwischen Lausanne und Genf hat mich, wie Sie leicht denken können, zu der Aufsuchung der Ursachen dieses politischen Phänomens veranlaßt. Auf Härte der Regierung oder Tyranney ihrer Bedienten kann man gar nicht fallen, wenn man die Verfassung von Bern nur einiger Maßen kennt. So allgemein auch die Unzufriedenheit der Einwohner des wälschen Gebiets aus Gründen, die ich Ihnen zu einer andern Zeit angegeben habe, mit der bernischen Regierung ist, so müssen doch die weniger parteyischen Wälschen selbst gestehen, daß die Landvögte nicht nur gerecht, sondern auch fast immer gelinder als die Gesetze sind. Die Einwohner des Pays de Vaud zahlen nicht mehr Auflagen als die Unterthanen des deutschen Gebiets, das einzige Droit de lod ausgenommen, das man aber auch im Rysthale entrichtet, ohne daß dadurch die Kultur des Landes, wie an dem andern Ufer des Sees, geschmälert würde. So geringe aber die Abgaben sind, welche die Regierung empfängt, verglichen mit denen, welche den Savoyarden und Franzosen abgepreßt werden, so muß es doch das Pays de Vaud auf die Länge fühlen, daß jährlich beträchtliche vom Lande gehobene Summen nach Bern geschickt werden, ohne daß ein

großer Theil derselben durch kostbare Unternehmungen, dergleichen man im deutschen Gebiete ausgeführt hat, wieder zurück flösse. Man versicherte mich irgendwo, daß das Pays de Vaud diesen Geldverlust schon viel stärker würde empfunden haben, wenn nicht jährlich entweder Eingeborne, die anderswo ein großes Glück gemacht haben, mit den erworbenen Reichthümern in ihr Vaterland zurück kehrten, oder auch Fremde durch die Reize der Gegend und die unbeschränkte Freyheit angelockt würden, sich mit ihrem Vermögen am Genfersee niederzulassen. Ein wichtiger Grund, warum ein Theil des Pays de Vaud nicht so bebaut ist, als es seyn könnte, schien mir, und scheint mir auch zum Theile noch jetzt die große Menge von Schlössern und Baronen, und die kleine Zahl von Dörfern und freyen Bauern zu seyn, die nur dem Staate, nicht aber den Edelleuten Dienste und Abgaben schuldig sind. Aus dieser Bemerkung kann man zwar erklären, warum die wälschen Bauern nicht so reich und wohlhabend als die Deutschen sind; allein nicht, warum die Kultur überhaupt in Wälschland geringer als in der deutschen Schweiz ist. Vielmehr sollte man denken, daß in einem Lande, das größten Theils unter Edelleute

vertheilt ist, die nicht an verschwenderischen Höfen leben, und ihre Güter auch nicht betrügerischen Pächtern und Verwaltern überlassen, sondern vielmehr das ganze Jahr, oder doch einen großen Theil desselben, auf ihren Landsitzen zubringen, die über dieß Kenner und Liebhaber von allen ländlichen Beschäftigungen sind, die endlich nicht Vermögen genug haben, um den Anbau ihrer Güter zu vernachlässigen, aber doch wohlhabend und aufgeklärt genug sind, um ihre Ländereyen so viel als möglich zu vervollkommnen, daß in einem solchen Lande der Boden besser genutzt werden müßte als in einem andern, wo er entweder nur von armen oder auch von eigensinnigen und alte Mißbräuche mehr als neue Verbesserungen liebenden Bauern bearbeitet wird. Wenn ferner die Menge von Schlössern, welche die meisten Reisenden mehr als die reichsten Dörfer bewundern, Vernachlässigung der Kultur nach sich zöge, warum brächte dieselbige Ursache nicht dieselbige Wirkung zwischen Lausanne und Vevay hervor? Aus einem ähnlichen Grunde führe ich die natürliche Trägheit und Nachlässigkeit des wälschen Bauers nicht als die Ursache des schlechten Anbaues des Pays de Vaud an. Übrigens ist das Factum selbst, daß der

französische Bauer ein nicht zu fleißiger Erdbauer und ein weniger sorgfältiger Hausvater sey als der deutsche, in der Schweiz allgemein als wahr anerkannt. Der wälsche Bauer wird deßwegen auch immer mehr und mehr von dem einwandernden Deutschen verdrängt, und dieser macht sein Glück, wo jener sich nicht halten konnte, oder doch elend leben mußte. Wenn man das Pays de Vaud nicht kennt, so kann man leicht vermuthen, daß hier, wie in den Thälern von Neufchatel, ein zu großer Hang zu Fabriken und Manufakturen die Einwohner von dem weniger einträglichen Landbaue abziehe, und ihn also in einem gewissen Grade vernachlässigen mache; allein wenn ich eine neu angelegte Porzellanfabrik in Nyon, die aber hinter unsern besten dentschen noch sehr zurück ist, und vielleicht einige Kattunfabriken ausnehme, so frägt man im ganzen Pays de Vaud vergebens nach Denkmahlen von Industrie. Ein Freund, den ich um die Ursachen der geringern Kultur in einem Theile der Waat oder des Pays de Vaud befragte, führte mir die Unfruchtbarkeit des Bodens und deu Mangel von Händen an, der durch die beständigen Auswanderungen verursacht werde; allein auch diese beiden Gründe sind nicht ganz befriedigend. Das

das Pays de Vaud wenigstens in den niedrigen Gegenden zwischen Lausanne, oder vielmehr zwischen Morges und Genf, wenig fruchtbar sey, ist außer allem Zweifel, und lehrt einen jeden aufmerksamen Beobachter der Augenschein; allein diese geringere Fruchtbarkeit müßte, scheint es, in einem wohl regierten Lande den Fleiß der Einwohner nur noch mehr reizen, oder sollte höchstens als ein Grund angeführt werden können, daß Felder und Hügel weniger eintrügen, nicht aber, daß sie verwahrlost würden. Auch der Mangel von Händen, wenigstens die beständige Auswanderung und die Abnahme der Bevölkerung im Pays de Vaud wird von niemanden in Zweifel gezogen. Schon Rousseau und andere bemerkten es von den Einwohnern des Pays de Vaud als etwas Eigenthümliches, daß sie unter allen Europäern den größten Hang hätten, außer ihrem Vaterlande auf Abenteuer auszugehen, und daß sie eben deßwegen auch als Soldaten, Arbeiter, Hofmeister oder Bediente in und außer Europa am meisten zerstreut wären. Man rechnet, daß nur allein in Genf über 3000 Bediente von beiderley Geschlecht aus dem Pays de Vaud zusammen gelaufen sind. Wenn man aber das Auswandern der Wälschen als eine Haupt-

ursache der Entvölkerung, und diese wieder als die nächste Veranlassung des schlechten Anbaues des Landes angibt, so kann man mit Recht weiter fragen, woher denn die Neigung zum Auswandern entstehe, da man doch der Regel nach annehmen könne, daß alle Menschen, die in ihrer Heimath ein ehrliches Auskommen finden, es sich nie einfallen lassen, ihr Glück auswärts zu suchen? Von den Söhnen der vornehmen Familien läßt es sich leicht erklären, warum sie in fremde Dienste gehen, da sie vermöge der Verfassung, unter welcher sie leben, keine Hoffnung haben, einträgliche oder ehrenvolle Stellen in ihrem Vaterlande zu erhalten. Warum wandern aber auch die Söhne und Töchter von Bürgern und Bauern so häufig aus, die nicht mehr und nicht weniger als die übrigen Unterthanen der Republik Bern von den Würden des Staats ausgeschlossen sind? Hier kann man, glaube ich, keine bessere Antwort geben als diese: daß die Nachbarschaft von Genf, noch mehr aber die Beyspiele der Vornehmen, und besonders die von glücklichen Abenteurern, welche entweder im Kriege, oder durch Handlung, oder durch Heirathen ein großes Glück gemacht haben, für die mittlern Stände verführerisch und ansteckend werden, und sie

aus ihrem für Fremde so bezaubernden Vaterlande locken. Noch wichtiger aber scheint es mir, daß die Regierung Fabriken und Manufakturen nicht begünstigt, deren Mangel viele Menschen aus dem Lande treibt, die wieder andere nach sich ziehen, und Felder und Weinberge ihrer Arbeiter berauben *).

*) Ein einsichtsvoller Ungenannter, der an mich geschrieben hat, glaubt, daß nicht so wohl der Boden in der Waat unfruchtbar sey, als daß der Anbau desselben vernachläßigt werde; und von diesem vernachlässigten Anbaue ließen sich mehrere Ursachen angeben. Die erste seyen die vielen Seigneurs de place, vor denen sich der Bauer nicht ausbreiten könne, und deren Beyspiel die Menschen aus den geringeren Klassen anreize, sich über ihren Stand zu erheben, und wenn sie nicht Herren werden können, wenigstens Valets und Filles de chambre zu werden. Wenn aber mein ungenannter Correspondent als eine neue Ursache der vernachlässigten Kultur des Bodens in der Waat die Gewohnheit des Landmanns angibt, mehr Kühe zu halten, als er eigentlich halten sollte, damit er die entbehrlichen den Sommer über auf die Berge vermiethen und für jede einen neuen Louisd'or ziehen könne, so verstehe ich ihn entweder nicht recht, oder ich glaube aus dieser Nachricht schließen zu können, daß die aufs höchste getriebene und viel-

Genf hat noch immer ein kriegerisches Ansehen, ungeachtet keine Repräsentanten die Thore besetzt halten, keine Kirchen mehr zu Pulvermagazinen gebraucht werden, und keine Frauenzimmer sich mehr in den Waffen üben. Dieß letztere Factum hielt ich bisher für ein Mährchen, ungeachtet ich es von vielen Personen, die Augenzeugen gewesen seyn wollten, gehört hatte; allein hier bestätigt man es von allen Seiten, daß mehrere Hunderte, und zwar der angesehensten und reichsten Damen mit ihrem Gewehre durch

---

leicht übertriebene Vervielfältigung von Vieh zur größern Fruchtbarkeit des Landes beytragen müßte. Im Sommer gibt der Bauer doch nur die entbehrlichen Kühe an Hirten; im Winter hingegen hat er sie im Stalle, und erhält um desto mehr Dünger, je mehr Kühe er besitzt. — Wichtiger ist die Bemerkung, daß die Weinberge den Ackerfeldern schaden, und daß der Landmann für diese keinen oder nur wenig Dünger übrig behalte, weil er alles oder fast alles den Reben geben müsse. Die Wiesen, bezeugt endlich mein unbekannter Belehrer, seyen in der Waat viel schlechter als im deutschen Gebiete des Kantons Bern; denn wenn man die Gegend um Coin, Coppet, Cran und Crassi ausnehme, so sey in den übrigen Theilen der Waat das Wasser tuftartig und den Wiesen eher schädlich als nützlich.

die Stadt gezogen seyen, und zwar nicht aus patriotischer Empfindeley, sondern von warmer ungeheuchelter Vaterlandsliebe beseelt, und mit dem ernstlichen Vorsatze, gleich ihren Vätern und Männern und Brüdern ihr Leben fürs Vaterland zu wagen *). Die

---

*) Ungeachtet ich die Kriegsübungen genferischer Damen von vielen glaubwürdigen Personen in Genf habe bestätigen gehört, so halte ich mich doch verpflichtet, die Nachricht eines verehrungswürdigen Mannes herzusetzen, der mir meldet, daß weder er, noch alle seine Freunde und Bekannten, die er gefragt, das Geringste von den bewaffneten Scharen genferischer Frauen und Jungfrauen gesehen oder gehört hätten. Im J. 1768, sagt man, hätten die Weiber aus den niedrigsten Klassen geladene Pistolen unter ihren Röcken gehabt; 1782 hingegen wäre bloß ihre Absicht gewesen, sich bey der Belagerung auf den Wall zu begeben, und nur einige Weiber aus dem Pöbel sollen sich in den Waffen geübt haben. Wenn aber die Genferinnen sich nicht bloß bewaffnet, sondern auch bey einer ernstlichen Belagerung mit ihren Männern und Liebhabern gefochten und gearbeitet hätten, so würden sie selbst nicht einmahl in unserm Jahrhunderte die einzigen Heldinnen seyn, die Lorberen von männlichen Siegern verdient und erworben hätten. Als Barcelona im J. 1706 von Philipp dem fünften belagert wurde, besetz-

Begierde, diese neuen Amazonen zu sehen, wäre vielleicht allein hinreichend gewesen, mich noch vor der Übergabe der Stadt zu einer Reise nach Genf zu bewegen, wenn nicht dadurch mein ganzer Plan verrückt worden wäre. Jetzt sind die Thore von Genf mit den Truppen der verschiedenen Mächte besetzt, welche die Wiederherstellung der Ruhe in diesem kleinen Freystaate übernommen haben. Die zahlreichsten unter diesen sind die französischen, die einige tausend Mann ausmachen, wovon aber nur immer die Hälfte in der Stadt liegt, und die andere Hälfte vor den Thoren unter Zelten campirt. Der Berner sind, wie man sagt, nur noch vier hundert, und der Savoyarden 1000 bis 1200 da; die letztern sind viel schönere Leute, als ich mir vorgestellt hatte, und im Durchschnitte genommen, besonders die Grenadiere, groß, stark und wohl geübt; auch haben sie das Ansehen von alten, erfahrnen und tapfern

---

ten Frauen und Mädchen nicht bloß die Posten, sondern arbeiteten auch wie die Männer. Mémoires du Duc de Noailles. III. 349. Ähnliche Beyspiele waren noch viel häufiger im Mittelalter, wie man aus den vortrefflichen Mémoires sur Paris von Saint-Foix sehen kann.

Kriegern. Ihr General, der Marquis von Marmora, wird unter den fremden Offizieren am meisten verehrt und geliebt; und nach allem, was ich von diesem vortreflichen Manne höre, verdient er diese Liebe und Ehrfurcht vollkommen. Er weinte, als die Geistlichen zu ihm ins Lager kamen, und ihn aufs rührendste anflehten, daß er doch die Verblendung ihrer Mitbürger, welche die Stadt zu vertheidigen sich vorgenommen hätten, nicht die ganze Stadt entgelten lassen, sondern ihrer schonen möchte. Auch wurde er bis zu Thränen gerührt, als er die Geberden und Ausrufungen der Verzweifelung sah und hörte, in welche die von ihren Häuptern verlassenen Bürger in St. Gervais bey oder gleich nach der Übergabe der Stadt ausbrachen. Gutartigkeit und Menschenfreundschaft sollen schon seit undenklichen Zeiten so sehr angeborne und erbliche Tugenden der Marmoras seyn, daß sie zu einem Sprichworte in ihrem Vaterlande Anlaß gegeben haben, indem man eine jede edle und große Handlung eine Action à la Marmora nennt. Unter allen fremden Truppen bewundert man das Regiment Nassau, welches in französischen Diensten ist, am meisten wegen der schönen Bildung und Gewandtheit der Leute, wegen

der Geschwindigkeit und Harmonie in allen ihren Übungen und Bewegungen, und wegen der strengen Zucht, worunter sie gehalten werden. Zugleich aber bedauert man die Soldaten allgemein wegen der Prügel, oder wie man hier glaubt, wegen der barbarischen Mißhandlungen, die sie von ihren Offizieren erdulden müßten. Eine angesehene Magistratsperson aus Genf erzählte mir mit Ausdrücken der lebhaftesten Theilnehmung und des heftigsten Abscheues, daß ein gemeiner Soldat, er wisse selbst nicht um welcher Kleinigkeit willen, funfzig oder noch mehr Prügel erhalten habe. Er glaubte, wie alle kurzsichtigen Beobachter, daß eine solche Strenge unnöthig sey; daß durch die häufigen Schläge das zarte Gefühl der Ehre und alle Liebe zum Vaterlande und zu den Obern nothwendig müsse erstickt, und die Soldaten in seelenlose Maschinen verwandelt werden. Vergebens wandte ich dem Genfer Senator ein, daß die römischen Legionen eben so unbarmherzig wären geprügelt worden, und auch noch jetzt die englischen Matrosen nicht weniger hart gestraft würden als die deutschen Soldaten, ohne daß dieses ihrer Tapferkeit und Vaterlandsliebe den geringsten Abbruch gethan hätte; daß die Ehre eines Soldaten nicht darin bestehe, en Mon-

sieur von seinen Obern behandelt zu werden, mit ihnen, oder über sie räsonniren, sondern ihnen zu gehorchen, und sich durch keine Gefahren von seinem Posten oder aus seiner Linie vertreiben zu lassen; daß Point d'honneur ein viel zu schwaches Werkzeug sey, als daß man damit den gemeinen Mann, besonders in großen Haufen, regieren könne; daß hingegen körperliche und jedes kleine Versehen unausbleiblich ahndende Strafen die einzigen Ursachen der im Kriege so nothwendigen Unterordnung und einer guten Kriegszucht wären, welche vormahls die Römer und jetzt die Deutschen zu Überwindern ihrer Feinde gemacht hätten. Die Erfahrung habe schon in diesem ganzen Jahrhunderte, am meisten aber in dem letzten siebenjährigen Kriege, den großen Vorzug des Stocks vor dem Point d'honneur bewiesen, indem die französischen Nationalregimenter oft bey den ersten Schüssen ihrer Feinde durchgegangen seyen, und ihre Offiziere allein auf dem Schlachtfelde hätten stehen lassen. Dem Mangel von strenger Zucht, verbunden mit der Armuth, Unterdrückung und schlechten Nahrung des gemeinen Mannes in Frankreich schriebe ich es hauptsächlich zu, warum der König aus seinen Unterthanen fast keine gute Fußvölker mehr zu

sammen bringen könne, und warum man in den entscheidendsten Augenblicken und an den gefährlichsten Stellen deutsche, schweizerische oder andere ausländische Regimenter brauchen müsse. So unwiderleglich meine Gründe für die deutsche Kriegszucht dem mitleidsvollen Genfer auch waren, so überzeugten sie ihn doch nicht, weil sie alle dem, was er bisher geglaubt und empfunden hatte, zu sehr widersprachen. Fast noch mehr als über meine Räsonnements wunderte sich der mit der deutschen Kriegskunst unbekannte Genfer darüber, daß ich die Disciplin der in Frankreich dienenden deutschen Truppen noch nicht strenge genug, und durch das ansteckende Beyspiel der Franzosen zu sehr erweicht fand, und daß es in Deutschland mehrere Fürsten gebe, deren Truppen noch besser geübt und härter gehalten würden als die, welche er so sehr bedauerte und bewunderte. — Unter den gebornen Franzosen finden sich viele schöne Leute, allein im Durchschnitte genommen scheinen sie nicht einmahl so geübt zu seyn als die bernische Miliz. Wenn sie ein- oder ausmarschiren, so halten sie weder geschlossene Glieder, noch bleiben sie in ihren Linien, sondern ein jeder geht, wo und so bequem er will. Man wünscht in Genf nichts mehr, als daß das Regiment Nassau den

nächsten Winter bleiben möge, ungeachtet gestern bey unserer Ankunft eine Schildwache, die unserm Gasthofe aux balances gegen über stand, einen Genferbürger mit dem Bajonette stark am Kopfe verwundete, weil dieser zu nahe an seinem Posten das Wasser gelassen und das Rufen des deutschen Soldaten nicht verstanden hatte. Es versammelte sich bey dieser Gelegenheit in wenigen Augenblicken ein großer Haufe, der aber seines Räsonnirens und Fluchens ungeachtet bald durch einige Grenadiere aus einander getrieben wurde. Die Schildwache, die unstreitig auf eine sträfliche Art brutal gewesen war, wurde gleich von ihrem Posten abgelöst und auf die Hauptwache gebracht. — Meine übrigen Bemerkungen über Genf will ich Ihnen allmählich in den freyen Augenblicken, die mir übrig blieben, mittheilen.

Wenn ich in der Absicht nach Genf gekommen wäre, die großen Gesellschaften kennen zu lernen, oder an den öffentlichen Vergnügungen Theil zu nehmen, so hätte ich keine ungünstigere Zeit als die gegenwärtige treffen können; denn nicht nur die politischen Zirkel, die glänzenden Assembleen und die öffentlichen Concerte und Bälle haben aufgehört, sondern es sind auch viele, vielleicht die meisten freundschaftlichen Zusammenkünf-

te durch die letzten Unruhen zerstört worden. Fast ein Paar Dutzend der angesehensten Männer hat man verwiesen *). Mehrere Hunderte haben sich mit ihren Familien in benachbarte Städte oder auf ihre Landgüter gezogen **). Die vornehmsten Representants, die nicht entwichen sind, weit entfernt Gesellschaften zu besuchen, gehen kaum über die Straßen, um den Hohn ihrer triumphirenden Gegner nicht dulden zu müssen. Die Häupter der Negatifs endlich sind jetzt zu sehr mit Aufwartungen, die sie den Gesandten der vermittelnden Höfe machen müssen, mit Unterhandlungen und der Umarbeitung der Verfassung ihrer Vaterstadt beschäftigt, als daß sie die Gesellschaft von Fremden wie sonst an-

---

*) Eigentlich sind nur vierzehn, und zwar sieben auf ewig, die übrige Hälfte aber auf zehn Jahre verwiesen worden.

**) Nicht alle, die nach der Übergabe entflohen, haben ihr Vaterland auf ewig verlassen. Man rechnet die Zahl von Familien, die sich in Neufchatel, Kostanz, Brüssel und anderswo niedergelassen haben, nur auf vierzig. Auch sind ungefähr hundert Citoyens und Bourgeois, die den neuen Bürgereid nicht leisten wollten, in die Klasse der Domiciliés herab gesunken. Die Bürgerschaft in Genf soll dennoch über siebzehn hundert Köpfe stark seyn.

nehmen könnten. Zu den sehr beschäftigten Negatifs gehört vorzüglich Ms. de Saussure, der neulich einen meiner Freunde mehrmahls abgewiesen hatte, und mir also keine Lust machte, seine Bekanntschaft zu suchen. Das Werk dieses Gelehrten ist in der Schweiz nicht mit dem Beyfalle aufgenommen worden, den es in Deutschland erhalten hat. Man findet es nicht nur zu gedehnt, sondern zieht auch die Richtigkeit mancher Wahrnehmungen in Zweifel. Überhaupt wundert man sich darüber, daß ein Schüler von Bonnet, der vormahls *) repräsentantische Gesinnungen hegte, sich nicht nur plötzlich zur Gegenpartey geschlagen hat, sondern auch einer von den eifrigsten Negatifs geworden ist. Man baut aus allen Kräften an dem ehemahligen Zeughause, um es in Kasernen für die französischen Truppen, die Hauptstützen der neuen Regierung, zu verwandeln, und mit nicht geringerm Eifer arbeitet man an einem neuen Schauspielhause, um die Genfer zu zerstreuen, und statt politischer Angelegenhei-

---

*) Man schreibt mir, daß Herr von Saussure in einem Projecte von Nationalerziehung zwar des sentimens assez populaires geäußert, aber niemahls die politischen Grundsätze der Repräsentanten angenommen habe.

ten von den Thaten und Abenteuern der Helden und Heldinnen des Theaters reden zu machen. Dieser Vorschlag eines neuen Theaters mag herrühren, von wem er will, so kann ich nicht umhin, ihn für einen Machiavellischen Einfall zu erklären, dessen Folgen sein Urheber vielleicht nicht alle voraus gesehen hat, die ich aber um alles in der Welt nicht verantworten möchte. Nur Schüler von Machiavell konnten auf den Gedanken gerathen, daß man die Sitten der Bürger verderben und ihre Tugenden schwächen müsse, um eine gute Regierungsform zu befestigen *). Allein wahrscheinlich werden es diejenigen Familien, welche die Vergnügungen des Theaters zu goldenen Ketten ihrer

*) Viele von denjenigen, welche die Errichtung eines Schauspielhauses riethen oder begünstigten, fühlen und gestehen jetzt selbst die verderblichen Folgen dieser Anstalt. Man glaubt aber in Genf, daß die Urheber und Beförderer derselben die Wirkungen der Komödie in der Stadt nicht vorher gesehen hätten. Allein dieß kommt mir nach den Schriften von Rousseau über diesen Gegenstand, die man gewiß in Genf allgemein gelesen hatte, und auch deßwegen unwahrscheinlich vor, weil man die Errichtung des Schauspielhauses noch vor der Erscheinung des neuen Gesetzbuches betrieb.

Mitbürger zu machen gedachten, am ehesten bereuen, daß sie Verderber und Verderberinnen ihrer Söhne und Töchter in die Mauern von Genf aufgenommen haben. Schon jetzt spielt eine Gesellschaft in einem Dorfe, das etwa eine halbe Stunde von der Stadt liegt. Diese Gesellschaft hat bessere Sänger und Sängerinnen, als ich noch unter französischen Schauspielern gehört habe; allein damahls, als ich sie spielen sah, hatten sie so wenig Beyfall, daß ich kaum dreyßig Zuschauer zählen konnte.

Wenn man die Schönheit einer Stadt bloß nach der Anzahl geräumiger, fester und kostbarer Gebäude bestimmen wollte, so würde man Genf unstreitig die schönste Stadt in der Schweiz nennen müssen, weil keine andere so viele pallaställnlichen Häuser aufweisen kann; allein alle diese prächtigen Häuser sind, einige wenige, und unter diesen das des Herrn von Saussüre ausgenommen, so versteckt, daß man sie nicht wahrnimmt, oder doch nicht recht übersehen kann. Außer diesen Wohnungen der Reichen, die sich fast alle von ihren Mitbürgern abgesondert, und in der obern Stadt angebaut haben, findet man in Genf keine sehenswürdige öffentliche Gebäude und Plätze, keine schöne, breite und regelmäßige Straßen. Vielmehr sind die letz-

tern selbst auch in der obern Stadt fast durchgehends uneben, krumm und enge, oder wenn sie auch ursprünglich nicht enge waren, so hat man sie durch die ungeheuern Arkaden dazu gemacht, und auf die scheußlichste Art verunstaltet. Diese Arkaden laufen nicht wie in Bern unter den Häusern weg, sondern sind wie Kappen an die Häuser hinan gebaut; auch sind sie nicht von Stein, sondern von Holz, ruhen nicht auf Pfeilern, sondern auf hölzernen Ständern, und steigen bis an das zweyte Stockwerk hinan. Außer der Stadt finden sich gar keine merkwürdige Spaziergänge, und auch in der Stadt ist keiner, den man den schönen Promenaden in Zürch und Bern an die Seite setzen könnte. La Treille und les Bastions, unter welchen jene am besten unterhalten ist, sind zwar weitläuftiger als die Plattforme in Bern; allein man hat von ihnen bey weitem nicht einen so herrlichen Prospect als von der letztern. Von St. Antoine hat man eine freye Aussicht auf den See und seine beiden Ufer. Dieser neu angelegte Spaziergang ist aber so eingeschränkt, daß man auch bey mäßigen Gesellschaften, die sich hier versammelten, würde gedrängt werden *).

*) In Genf hat man sich über nichts so sehr

Der große Reichthum der Stadt offenbart sich nirgends so deutlich als in der unglaublichen Menge von schönen Landhäusern, womit Genf nach allen Seiten hin umgeben ist. Fast kann man sagen, daß das ganze Gebiet der Republik mit prächtigen Landsitzen bedeckt und in lauter Gärten abgetheilt ist. Die letztern sind sich im Durchschnitte sehr ähnlich. Sie bestehen meistens aus Wiesen, die mit zwey oder mehr breiten Gängen, einem der Länge und einem andern der Breite nach, durchschnitten und an den Seiten mit hohen Kastanienbäumen besetzt sind, unter welchen man zu allen Zeiten des Tages kühlenden Schatten findet. Vor oder auch an der einen Seite des Hauses sieht man noch wohl einige Blumenbeete in holländischem oder französischem Geschmacke, aber keine Parke, keine oder nur selten Fruchtbäume, Gemüsefelder oder Weinstöcke, und wo man auch dergleichen sieht, blickt doch allenthalben die unüberwindliche Unfruchtbarkeit des Bodens durch, der ursprünglich aus eben dem

---

gewundert, als daß ich die Promenaden dieser Stadt denen in Bern und andern Städten der Schweiz nachgesetzt, und daß ich die umliegende Gegend nicht so schön gefunden habe, als sie von den Gelehrten in Genf gepriesen wird.

dürren Grande bestand, welchen der See und die Arve an ihre Ufer werfen. Die vorzüglichsten Gärten, die ich gesehen habe, sind die der Gebrüder Tronchin, unter welchen wieder der des ancien Procureur général der weitläuftigste ist, und der seines Bruders die schönste Lage hat, indem man aus ihm einen großen Theil des Sees und seiner Gestade sammt der ganzen Stadt übersehen kann. Im erstern wechseln Wiesen, Blumen- und Baumgärten, breite Gänge, in denen man fahren, und schmale labyrinthische Gänge, in denen man seinen Gedanken allein nachhangen kann, auf eine angenehme Art ab. In eben diesen Gärten findet man Teiche und einen Schattenriß von einem englischen Parke, weßwegen er auch von den Engländern am meisten besucht wird, und einige Mahle von englischen Familien bewohnt worden ist. So viel Fleiß und Geld aber auch der reiche Besitzer auf seinen prächtigen Garten zu wenden scheint, so bringt dieser doch kaum so viel Obst, Gemüse und Heu ein, als jener für seine Familie und Haushaltung braucht. Der Boden und die Luft sind den Fruchtbäumen noch weniger als den Reben zuträglich, und beide sollen nur wenige Früchte, und dieß Wenige von einer geringen Güte geben. Wenn ich ein reicher Bürger von Genf

wäre, so würde ich meinen Garten am liebsten auf dem hohen Ufer der Rhone, besonders in der Gegend wählen, wo die Campagne eines Herrn Constant liegt, aus welcher man nicht nur den Zusammenfluß der Arve und Rhone, sondern auch den See, die savoyischen Schneeberge und die ganze Stadt überschaut. Ich hatte die Absicht, Ferney zu besuchen; allein man sagte mir, daß das Schloß und der von Voltaire geschaffene Flecken öde und verfallen sey. Letzterer war eine künstliche, in einem Treibhause gezogene Blume, die gleich verwelkte, nachdem die erwärmende Kraft, welche der Schöpfer ihr mittheilte, verschwunden war.

Die genferischen Schriftsteller haben in ganz Europa die ihnen leicht zu verzeihende Meinung verbreitet, daß ihre Vaterstadt eine der reizendsten Lagen in unserm Erdtheile habe, und daß Natur und Kunst alles um sie her versammelt hätten, was das Auge festhalten und entzücken könne. Genf, sagt man, erhebt sich amphitheatralisch an dem äußersten Busen eines majestätischen Sees, und ruht auf den beiden Ufern der Rhone und der reißenden Arve, wodurch der Reichthum der erstern auf einmahl verdoppelt wird. Die Gestade des Sees, fährt man fort, sind mit den herrlichsten Pallästen und mit

reichen mahlerischen Gärten und Weinbergen umkränzt. An der einen Seite wird der Blick des Beobachters auf eine angenehme Art durch den ehrwürdigen Jura und an der andern durch den gigantischen Salevenberg aufgehalten, hinter welchem die beschneyten Gipfel des Montblanc und einige andere Eisberge hervor ragen. Ich gestehe aber aufrichtig, daß diese Gruppe von See und Flüssen, von Landhäusern, Rebhügeln, waldigen Gebirgen und beschneyten Felsspitzen, wenn sie von einem Landschaftsmahler wie Rousseau ausgemahlt wird, die Einbildungskraft stärker rührt, als der wirkliche Anblick mich gerührt hat, und einen jeden Reisenden rühren wird, der die ganze Schweiz schon gesehen und Genf zum Ziele seiner Reise gemacht hat. Die Rhone ist ein schöner durchsichtiger Fluß, der aber zwischen sumpfigen Gartenfeldern und einem steilen unfruchtbaren Ufer wegfließt, das sehr mürbe oder unsicher scheint, und alles, was an seinem Rande gebaut oder angelegt ist, dereinst in die Tiefe des Flusses hinab zu ziehen droht. Die Arve ist breiter und gewaltiger als die Aar, oder Reuß, oder die Rhone kurz vor ihrem Einflusse in die Seen, in welchen sie sich reinigen; sie setzt aber mehr in Schrecken als

in Erstaunen, weil sie bey Genf keine Wasserfälle mehr bildet, und an beiden Seiten Spuren ihrer Verwüstungen zurück gelassen hat. Der See selbst ist bey Genf so schmal, daß er mehr einem von Menschenhänden ausgegrabenen Teiche als dem kaum ergründlichen und übersehbaren Wasserbehälter gleicht, wie er sich zwischen Morges und Nyon zeigt. Die unzähligen Palläste, womit seine Gestade geschmückt sind, erregen Anfangs ein angenehmes Erstaunen; allein dieß verschwindet, so bald man die kahlen Wiesen, und die wenig fruchtbaren Rebhügel und Gärten wahrnimmt, von welchen sie umringt, oder so bald man auch an die reichen Dörfer und Flecken denkt, womit die ergiebigen Ufer des Boden- oder des Zürcher- und Bielersees angefüllt sind. Der Jura hat da, wo er der Stadt am nächsten ist, viele kahle Stellen, die eben wie bey Solothurn ihrer schimmernden Weiße wegen in großer Entfernung sichtbar sind. Der Salevenberg, der ihm gegen über steht, ist ganz dürre, und macht nicht allein die ganze Gegend traurig, sondern bedeckt auch den größten Theil des Montblanc und der übrigen savoyischen Schneeberge, von welchen man nur die Spitzen wahrnimmt. Die letztern scheinen daher nicht

viel größer als der unfruchtbare Berg, der vor ihnen steht, und sie machen also auch lange den Eindruck nicht, den man von den nächsten Schneebergen auf den bernischen Promenaden empfängt, wo man sie von ihren Füssen an bis zu ihren Spitzen in ihrer ganzen Größe bewundern kann.

Ehe ich nach Genf kam, war ich zwar nicht wider die Sache der Repräsentanten, aber doch wider die Maßregeln eingenommen, welche sie erst in der Vertheidigung, und dann in der unblutigen Übergabe der Stadt befolgt hatten. Entweder, schloß ich und glaubte dabey mit vielen andern, daß mein Raisonnement unwiderleglich sey, entweder also hätten die Repräsentanten es sich gar nicht einfallen lassen sollen, ihre Stadt gegen drey Mächte, unter welchen schon eine sie in kurzer Zeit hätte vernichten können, zu vertheidigen, oder sie hätten auch sich selbst und der Sache der allenthalben getödteten oder verkauften Freyheit die Ehre anthun müssen, sich so lange zu wehren, bis ein jeder Vernünftiger eine längere Gegenwehr für lautern Unsinn gehalten hätte. Die Bereitwilligkeit, womit sie ihre Vaterstadt ohne Schwertschlag übergaben, schien einem jeden um desto verächtlicher, da sie bis auf den letzten Augenblick davon

geredet, und in Lettres écrites des Remparts de Genéve und andern lächerlichen Blättern es durch ganz Europa verbreitet hatten, daß sie sich und ihre Freyheit unter den Trümmern ihres Vaterlandes begraben lassen wollten. Auch ich also war der Meinung, daß sie die vielen Spottgedichte, die man in allen Städten und Dörfern der Schweiz verkaufte und absang, vollkommen verdient hätten. So bald ich nach Genf kam, war die unerwartete Übergabe der Stadt einer von den ersten Punkten, über welchen ich mich so wohl mit Représentants als Negatifs, und zwar mit angesehenen Männern von beiden Parteyen, unterredete. Alle aber stimmten dahin überein, daß die Bürgerschaft selbst an der Übergabe der Stadt unschuldig sey, und daß man diesen Anschlag entweder der Gewissenhaftigkeit oder der schändlichen Furcht eines kleinen Theils ihrer Führer zuschreiben müsse. Der Enthusiasmus der Repräsentanten, sagte mir ein Negatif selbst, sey so hoch gespannt gewesen, daß, wenn sie nicht von ihren Häuptern wären verlassen worden, sie gewiß die Stadt bis auf den letzten Blutstropfen würden vertheidiget haben. Die Ursachen und Umstände der Übergabe der Stadt Genf will ich Ih=

nen mittheilen, wie ich sie aus dem Munde mehrerer glaubwürdigen Männer gehört habe.

Als die Häupter der Repräsentanten, oder die Commission de sureté, welcher die Bürgerschaft gleich nach der prise d'armes den größern Theil der ausübenden Gewalt übergeben hatte, nach der dritten und letzten Aufforderung der feindlichen Heerführer einsahen, daß sie sich nicht länger würden halten können, ohne ihre Mitbürger und besonders sich selbst den äußersten Gefahren auszusetzen, faßten sie den Entschluß, die Stadt zu übergeben. Weil sie es aber nicht wagen durften, diesen Entschluß oder nur die Frage: ob man die Stadt noch länger vertheidigen wolle? den versammelten Zirkeln vorzulegen, so vermochten sie die letztern dahin, eine aus hundert Personen bestehende Deputation zu ernennen, mit welcher sie sich über die wichtigsten, das Schicksal der Stadt auf ewig entscheidenden Fragen berathschlagen könnten. Diesem größern Ausschusse theilte die Commission de sureté ein Mémoire mit, worin die Unmöglichkeit, die Stadt gegen eine ordentliche Belagerung länger als drey Tage zu halten, aus den Zeugnissen und Untersuchungen des Baron de Cha-

tel, ehemahligen kaiserlichen Artillerieoffiziers, auf das umständlichste dargethan wurde. Dieses freylich nicht ganz unverdächtigen Aufsatzes ungeachtet wurde bey dem ersten Umstimmen die Vertheidigung der Stadt mit neunzig und einigen Stimmen gegen sieben beschlossen. Als aber die großen Redner unter den Repräsentanten anfingen, alle die Übel, welche das Vaterland, sie selbst und ihre Weiber, Kinder und Besitzungen bey einer hartnäckigen Belagerung und gewaltsamen Eroberung erfahren würden, auf die rührendste Art zu schildern, so wurden die meisten gegenwärtigen Mitglieder so sehr erschüttert, daß man die Übergabe der Stadt mit drey und funfzig Stimmen gegen neun und dreyßig beschloß. Die Redner selbst mußten fürchten, daß man das Blut, was vergossen werden könnte, von ihnen fordern, und sie als Aufrührer und Verführer des Volks aufknüpfen würde. Andere, die auf ihre Seite traten, fingen auf die Letzt an zu wanken, weil sie ihren Mitbürgern nicht so viel Hartnäckigkeit und den Belagerern nicht den Entschluß zugetraut hatten, die Stadt wirklich zu beschießen, indem man die Negatifs gefangen hielt, und diese eben so wohl, als die Representants in Gefahr

waren, getödtet zu werden; andere endlich (und dieß Urtheil hörte ich von einem verständigen Manne, der weder Negatif noch Repräsentant war) wurden weder durch Furcht, noch Eigennutz, sondern hauptsächlich durch die Betrachtung ungestimmt: daß, wenn sie jetzt durch ihre Beharrlichkeit Tod über ihre Mitbürger und Verderben über die Stadt brächten, sie beides vor Gott und ihrem Gewissen zu verantworten haben würden. Eben diese, sagt man mir, würden in einem Conseil général, wo sie nur für sich allein und nicht im Nahmen aller ihrer Mitbürger zu stimmen gehabt hätten, gewiß für die Vertheidigung votirt haben. Als die eifrigen Patrioten sahen, daß sie überstimmt waren, so zerbrachen sie ihre Degen, und nannten die Redner treulose und feige Verräther des Volks, die geschwatzt und geklagt hätten, wo sie handeln und fechten sollten. Nach diesen Beschimpfungen entblößten einige der Redner ihre Brust, und forderten einen jeden auf, welcher glaubte, daß Feigheit und Verrätherey, und nicht Sorge für die Erhaltung der Stadt sie bisher, und auch bey dem letzten Schritte, den sie gethan, geleitet hätten, das Schwert in ihr Herz zu stoßen. Während dieser Zänkerey schlich sich einer nach

dem andern davon. Diejenigen, welche als Demagogen am meisten fürchten mußten, hatten nicht nur für Schiffe gesorgt, auf welchen sie selbst entfliehen konnten, sondern hatten auch die Trommelschläger, damit sie nicht Lärm schlagen möchten, entfernt, und dem savoyischen und bernischen Generale die Stunde angezeigt, wann sie die Thore offen finden würden. Die Häupter der Repräsentanten waren aber nicht in Sicherheit, als die Bürgerschaft durch die standhafteren Mitglieder der Deputation aus dem Schlafe geweckt und von dem, was vorgegangen war, unterrichtet wurde. So bald die Bürger die Flucht ihrer Führer erfuhren, eilten sie erst voll Wuth in ihre Häuser, und dann nach dem See, und schossen auch wirklich auf die Barken, in welchen die Hauptpersonen sich über den See setzen ließen. Als sie aber ihre Häupter nicht wieder zurück bringen konnten, ließen sie voll Verzweiflung durch die Straßen, zerschlugen oder warfen ihre Gewehre in die Rhone, und einige fielen betend auf die Kniee, und flehten Gott inbrünstig um weiter nichts an, als daß er ihnen doch treue, weise und tapfere Führer geben möchte. Diese Äußerungen von Wuth und Schmerz dauerten noch fort, als der Marquis de

la Marmora zuerst und bald nachher ein Detaschement von Bernern einrückten, und die vornehmsten Plätze besetzten *).

Da ich an dem Muthe der Genferbürger nicht mehr zweifeln konnte, so fragte ich einen der verehrungswürdigsten Repräsentanten, der seine ganze Familie mit seinem Geiste beseelt hatte, was man denn für Hoffnungen und Absichten bey der hartnäckigsten Gegenwehr gehabt, und ob er und die mit ihm Gleichgesinnten den Vorsatz gehabt hätten, sich selbst, ihre Familien und Vaterstadt zu Grunde zu richten? Der Genfer Brutus antwortete mir aber: Mit nichten. Mein und meiner Freunde Gedanke war dieser: die Stadt so lange zu

*) Ungeachtet ich es nicht nur in Genf allgemein, sondern auch von vielen Bernern gehört habe, daß die Savoyarden zuerst ein Thor von Genf besetzt hätten, so muß ich doch jetzt nach den Versicherungen mehrerer bernischen Offiziere, die mit ihren Truppen zuerst in Genf eindrangen, glauben, daß die Berner eine halbe Stunde vor den Savoyarden in die Stadt gekommen seyen. Es thut mir leid, daß meine Nachricht, die von den meisten Lesern in Deutschland nicht einmahl bemerkt worden ist, den würdigen Offizieren der bernischen Truppen neue Fragen und Rechtfertigungen zugezogen hat.

vertheidigen, bis wir ehrenvolle Bedingungen erhalten, und nicht nöthig gehabt hätten, uns auf Gnade und Ungnade den Franzosen und unsern Widersachern zu ergeben. Hier bestätigte er mir, was ich schon von vielen glaubwürdigen Personen gehört hatte, daß weder die Berner, noch die Franzosen mit hinlänglicher Munition und Artillerie versehen gewesen wären, und daß auch beide, weil sie gar keinen Widerstand erwartet, sich so unvorsichtig und so nahe an den Festungswerken gelagert hätten, daß sie bey den ersten ernstlichen Schüssen von den Wällen der Stadt zum Rückzuge gezwungen worden wären. Weder Bern, noch Vergennes würden den Haß der gänzlichen Zerstörung einer Stadt haben auf sich laden wollen, die mit ihnen verbrüdert gewesen, und von welcher sie selbst nicht beleidigt worden wären. Wenn man also die Berner und Franzosen aus ihren ersten Lagern vertrieben hätte, so würde man gewiß Unterhandlungen angefangen, man würde bessere Bedingungen zugestanden und die Repräsentants würden nicht nur ihre Ehre, sondern auch ihre Vorrechte gerettet haben. Meinem Urtheile nach riethen diejenigen, welche so dachten, richtiger als die entwichenen Häupter der Re-

präsentanten und ihre Freunde, die sich einbilden oder andern einzubilden sich bemühten daß ein ernstlicher, oder långerer Widerstand ihrem Vaterlande den gänzlichen Untergang würde zugezogen haben. Die Franzosen hätten gewiß, sagen diese, bey den geringsten vorhergegangenen Feindseligkeiten die Stadt beschossen, und wenn sie dieselbe erobert, die Einwohner nach Wohlgefallen erwürgt und ausgeplündert. Ich läugne nicht, daß nicht einige armselige Soldaten sich zum Voraus auf die Reichthümer und goldenen Uhren der Genfer gefreut, und daß auch manche junge französische Offiziere ein kurzes gefahrloses Bombardement gewünscht haben, weil ihnen alsdann der Zug nach Genf als eine Campagne wäre angerechnet worden; allein es kommt mir ganz unglaublich vor, daß Vergennes es je erlaubt haben sollte, Genf zu Boden zu schießen, und wenn man es eingenommen hätte, feindselig zu plündern. Zugleich aber kann man es fast für gewiß annehmen, daß eben die Männer, die man nach einer unblutigen Übergabe nur verwiesen hat, das durch die Belagerung vergossene Blut mit ihrem Kopfe hätten bezahlen müssen. Der ganzen Bürgerschaft würde man ihr Regiment und ihre Freyheit ge-

nommen, aber ihren Fehltritt verziehen haben. Allein die Anführer derselben hätten allem Vermuthen nach ausgeliefert werden, und das Bestreben, die Freyheit ihrer Mitbürger zu verfechten, mit dem Leben büßen müssen. Ich verzeihe es also den entwichenen und verwiesenen Häuptern der Representants eher, daß sie keine Lust hatten, sich für eine Bürgerschaft aufzuopfern, von welcher sie vermuthen mußten, daß sie am Ende würden verlassen werden, als daß sie eine Kirche, die am leichtesten von Bomben erreicht werden konnte, zu einer Niederlage von vielen hundert oder tausend Fässern Pulver machten. Wenn man die Absicht hatte, durch diese Anstalt einen großmüthigen Feind abzuhalten, die Stadt zu beschießen, so war dieses keine edle und doch immer unsichere Art sich zu vertheidigen. Wollte man es hingegen darauf ankommen lassen, ob dieß Pulvermagazin getroffen oder nicht getroffen würde, so verdient man den Vorwurf mit Recht, daß man nicht wie vernünftige Menschen, sondern wie Rasende gehandelt habe.

Schon in einem meiner vorhergehenden Briefe meldete ich Ihnen, daß unter den vermittelnden Mächten, die Genf zur Übergabe genöthigt haben, keine, nicht nur von Genfern,

sondern auch von Ausländern so sehr getadelt und selbst verachtet würde als Bern. Eben diese Bemerkung habe ich so wohl bey meinem Aufenthalte in Genf als in der übrigen französischen Schweiz sehr oft bestätigt gefunden. Die Representants werfen den Bernern vor, daß diese nach der Lossagung des Königs von Frankreich von der Garantie des Edicts von 1738 sich der guten Sache nicht eifrig genug angenommen hätten, da es ihnen sonst leicht gewesen wäre, die streitenden Parteyen zu vereinigen. Sie hätten immer die Negatifs zu sehr begünstigt, und eben deßwegen mit den Repräsentanten niemahls ernstliche Unterhandlungen angefangen. Die Negatifs hingegen verachten die Berner, weil sie dieselben durch ihre glücklicheren Negociationen bey Vergennes an der Nase herum geführt, und sie wider ihren Willen, und ohne Dank erwarten zu dürfen, gezwungen haben, wider ihre Feinde, die Repräsentanten, auszuziehen. Die Ausländer, so wohl Engländer als Franzosen, klagen laut darüber, daß Schweizer andere Schweizer, eine Republik die andere mit ihr verbündete, und noch dazu im Gefolge eines gewaltthätigen Despoten, habe vernichten wollen. Diese übereinstimmenden Urtheile der entgegengesetzten Parteyen und selbst uneingenommener Rich-

ter wider Bern scheinen allein schon einen hinlänglichen Beweis der Schuld dieser Republik zu enthalten; allein folgende Nachrichten und Bemerkungen werden Ihnen hoffentlich zeigen, daß das allgemeine Vorurtheil in diesem Falle dennoch ungerecht sey; daß Bern nicht anders handeln konnte, als es handelte, und daß es bey allen den Mißdeutungen seiner Absichten und Regeln sich dennach nicht öffentlich rechtfertigen durfte.

Darin haben die Repräsentanten recht, wenn sie sagen, daß die bernischen Gesandten nach der vom französischen Hofe ergangenen Aufkündigung der Garantie des Edicts von 1738 sich niemalhs mit ihnen über wichtige Sachen eingelassen hätten; allein daraus sollten sie nicht schließen, daß die Berner sich ihrer gar nicht angenommen oder sie ganz in der Stille zu unterdrücken die Absicht gehabt haben. Die Berner und Zürcher widersetzten sich immer den Veränderungen in der Genfer Regierungsform, welche Vergennes auf die Eingebung der Negatifs einführen wollte. Als dieser Minister die Hoffnung aufgab, die beiden mitgarantirenden Mächte in seine Maßregeln hinein zu ziehen, kündigte er die Garantie seines Königs in einem Briefe auf, der seinem Verfasser und dem französischen Hofe gar keine Ehre macht, weil

er da, wo es bloß auf überwiegende Gründe und überzeugende Vorstellungen ankam, zwey Republiken, denen Frankreich mehr als irgend einem andern Staate zu verdanken hat, allein überwiegende Macht auf die härteste, und mit der gerühmten Feinheit der französischen Nation gar nicht übereinstimmende Art fühlen ließ. Sie werden leicht aus diesem Briefe selbst sehen, warum diejenigen, an die er gerichtet war, ihn nicht bekannt gemacht haben.

A Verſailles ce 24. Sept. 1781.

J'ai mis sous les yeux du Roi la lettre, que vous m'avez écrite le 20. du mois dernier. En persévérant dans le refus d'adopter les moyens, que S. M. avoit jugé seuls capables de préparer la pacification de Génève, vous l'avez mise dans la néceſſité, d'examiner de nouveau tout ce, qu'elle a fait inutilement pour établir avec vous un concert d'opinions et de mesures, qui put terminer les troubles de cette ville.

S. Maj. a été frappée, M. S., de votre constante opposition à ses vues, et elle a reconnu, que cette contra-

rieté de sentimens entre les garants avait beaucoup contribué à augmenter les troubles de Génève.

La derniere lettre, que vous m'avez adressée, publiée avec affectation dans cette ville, a ajouté à ce tableau. Elle a offert au Roi une suite de paradoxes, entiérement contraires aux idees reçues sur les devoirs resultants des mediations, qui ne tendent, qu'à présenter sous un faux jour toute la conduite de S. M. relativement à Génève, des discussions de faits, qui n'ont point existé. Enfin elle a prouvée à Sa Maj., que vous étiez plus éloignés que jamais d'apprécier ce, qu'elle a fait et voulu faire pour Génève et pour vous.

Le Roi ne veut point examiner, M. S., les causes, qui vous ont ammenées au point de méconnoitre la justesse des principes, qui l'ont dirigés, et les menagements, avec lesquels S. M. a constamment agi dans cette affaire. Elle a lieu de craindre, que les prejugés et les passions, qui tourmentent Génève, n'ayent pénétrés dans vos conseils, et son amitié pour vous l'engage à ne pas leur fournir

d'aliment. S. M. convaincue, qu'il est desormais impossible, qu'il resulte de son union avec vous aucune facilité pour pacifier Génève, m'ordonne de vous declarer, qu'elle se tient pour degagée des liens formés avec vous en 1738 pour la garantie du gouvernement de cette ville, et que jamais elle ne reclamera votre concours à l'exécution de cet acte. Elle notifie sa resolution à la republique. Le nouvel ordre des choses, M. S., vous met à même d'employer à votre gré les moyens, que vous avez jugé propres à faire cesser les troubles de Génève. Sa Maj. en laissant à votre sagesse un soin aussi important croit ajouter à tous les procedés, par lesquels elle avoit voulu vous prouver sa confiance et ses égards. Mais vous considerez sans doute, que le Roi a toujours eu pour but, de ne pas laisser degénérer le gouvernement de Génève en une Democratie tumultueuse, et vous étez trop éclairés, pour ne pas sentir, que si vous donnez les mains à une pareille revolution, vous obligeriez S. M. à s'opposer à l'oppression d'un parti, qui demande le maintien de

l'ancien Gouvernement, et qui devoit compter sur le concoursde trois garants pour en empecher la destruction.

Libre d'un engagement, dont l'expérience aura deux foix demontré l'inutilité, le Roi, M. S., rentre dans le droit de veiller sur le sort de Généve, selon que sa prudence, sa dignité et l'interet de sa couronne le demanderont. S. M. fait des voeux, pour que vous parveniez à pacifier cette republique de maniére, qu'elle ne soit jamais obligée de s'en occuper que pour lui donner des marques de sa protection et de son bienveillance.

Je suis très-parfaitement ete.

Aux Avoyers, Bourgemaitres et Conseils des Villes de Zuric et de Berne.

Auch ohne meine Erinnerung werden Sie finden, liebster Freund, daß dieser Brief weiter nichts sagte, als daß der französische Hof inskünftige bey der ersten Gelegenheit, ohne Zuziehung und Theilnehmung von Zürch und Bern, verfahren wolle, wie es ihm gut dünke. Nach dieser Erklärung des französischen Hofes sagten sich auch Bern

und Zürch von der Garantie los; zugleich aber bemühte sich die erstere Regierung aus allen Kräften, die beiden Parteyen in Genf zu vereinigen, und der Stadt eine feste von den Negatifs so wohl als Repräsentanten gebilligte Regierungsform zu geben; allein die Negatifs bestanden auf ihren ungerechten Forderungen, die den heiligsten Bündnissen entgegen waren, weil sie wußten, daß Vergennes sie unterstützen würde; sie vereitelten alle Bemühungen der bernischen Gesandten, und verwarfen unter andern ein Projet de Pacification von Herrn Steiger aus Bern, welches ich allgemein als ein Meisterstück habe rühmen hören. Weil aber doch der französische Hof einen Vorwand haben mußte, um sich in die Angelegenheiten eines kleinen Freystaats zu mischen, den er den Worten nach sich selbst überlassen hatte, so brachten es endlich die Negatifs durch allerley Mittel dahin, daß die Natifs, denen man längst versprochene Vorrechte auf die beleidigendste Art abschlug, zu den Waffen griffen, und die Repräsentanten wider ihren Willen in die lange von ihnen gefürchtete und von den Negatifs gewünschte Prise d'armes hinein zogen *). Nun war

*) Verehrungswürdige Männer in Genf glau-

der Fall da, in welchem Vergennes gesagt hatte, daß er sich der Stadt Genf annehmen würde. Frankreich ließ Truppen gegen Genf anrücken, gewann Savoyen, und bat oder fragte Bern und Zürch, ob sie nicht an der Beruhigung der zerrütteten Republik Antheil nehmen wollten? Zürch schlug dieses Anerbieten und zwar mit Recht aus, weil sein Interesse mit dem Schicksale von Genf nur in einer entfernten Verbindung war, weil eine Wiedervereinigung mit Frankreich alle Mahl etwas Erniedrigendes hatte, und gleichsam eine Erklärung schien, daß man sich jetzt nach den Absichten dieses Hofes bequemen, und einen Theil des Hasses, den diese hervor bringen könnten, auf sich nehmen wolle. Bern durfte aber nicht wie Zürch verfahren, durfte Frankreich und Savoyen nicht allein in Genf schalten lassen, weil diese Stadt an den Grenzen seiner Besitzungen liegt, und es der Republik Bern nicht gleichgültig ist, in welchen Händen sie sich findet.

---

ben, daß dieß Urtheil etwas gewagt sey; allein ich habe es nach der sorgfältigsten Vergleichung der Schriften und Gegenschriften beider Parteyen und der unparteyischsten Prüfung aller der Umstände gefällt, die man von der einen und andern Seite angeführt hat.

Es blieb also Bern nichts übrig, als nach Frankreichs Beyspiele gegen Genf Truppen anrücken zu lassen, oder seine Grenzen bloß durch ein Observationscorps zu decken. Das letztere wäre eben so viel gewesen, als der Krone Frankreich alle Freundschaft aufkündigen; im erstern Falle aber erfüllte man dem Scheine nach die Pflichten eines treuen und guten Nachbars, und erreichte dadurch den Zweck, daß der Feldherr und die Gesandten der Republik bey allen Berathschlagungen gegenwärtig waren, und daß ohne ihr Mitwissen nichts vorgenommen werden konnte. Weder die Regierung in Bern, noch das französische Ministerium glaubte, daß die Bürger in Genf sich bey der Annäherung ihrer Truppen vertheidigen würden. Wider alles Erwarten aber machten die Repräsentanten Anstalt, als wenn sie eine Belagerung aushalten wollten. Nun mußte Bern den letzten Schritt thun, den die Republik höchst ungern that, welchen Genfer und Ausländer am heftigsten getadelt haben, und der diesen Tadel auch verdient hätte, wenn er nicht unvermeidlich, und eine gar nicht vorherzusehende Folge der weisesten Maßregeln gewesen wäre. Bern mußte einen Zug von Artillerie nach Genf schicken, als wenn es mit den Franzosen eine Stadt, die es so

gern gerettet hätte, zerstören wollte. Entscheiden Sie nun, ob Bern anders handeln konnte, als es handelte.

Eine kurze, aber vollständige Geschichte der letzten Unruhen in Genf ist so leicht nicht, als Sie sich vorstellen, selbst alsdann nicht, wenn man sich an Ort und Stelle findet. Ich kann jetzt freylich manche Nachrichten sammeln, die Sie in den Zeitungen oder andern öffentlichen Blättern vergebens suchen würden; auch kann ich ohne große Mühe viele Schriften beider Parteyen erhalten, die Ausländern nicht leicht in die Hände fallen; allein selbst mit diesen Hülfsmitteln wird es erstaunlich schwer, die wahre Gestalt der Sachen zu erfahren; denn erstlich ist jetzt in Genf keine seltnere Erscheinung als ein Mann, der sich nicht offenbar für die Negatifs oder Repräsentanten erklärt, indem selbst diejenigen, die sich für unparteyisch ausgeben, doch, ohne es selbst zu wissen, mehr auf die eine als die andere Seite hangen. Eine jede wichtige Begebenheit wird daher von verschiedenen Personen mit andern Umständen erzählt, und eine jede Handlung aus andern Bewegungsgründen abgeleitet. Der unparteyischen oder doch so scheinenden Schriften gibt es noch viel weniger als der uneingenommenen Per-

sonen, und über dieß ist die Zahl der erstern so groß, daß man sie fast niemahls vollständig antrifft, und alsdann gewiß mit funfzehn und mehrern Schild-Louisd'or bezahlen müßte. Eine der neuesten und wichtigsten Schriften ist das Tableau historique et politique des revolutions de Généve, das vor kurzem heraus gekommen ist, und das ich Ihnen, so bald Sie es erhalten können, zu lesen rathe. Der Verfasser ist Monsieur d'Ivernois, einer von den verwiesenen Häuptern der Repräsentanten, ein junger Mann von drey und zwanzig Jahren, der sein Werk in drey Wochen ausgearbeitet hat. Dieß würde ganz unglaublich seyn, wenn man nicht wüßte, daß die schon lange dauernden Streitigkeiten, einem jeden angesehenen Genfer, der Partey genommen hatte, die wichtigsten Facta der vaterländischen Geschichte mit allen Betrachtungen und Untersuchungen, die sich darüber anstellen lassen, so geläufig gemacht haben, daß er darüber ohne Anstoß und Vorbereitung gut reden und schreiben kann. Dieß historische und politische Gemählde ist zwar mit vieler Wärme entworfen, hat aber doch eine richtigere Zeichnung, als man von einem jungen und feurigen Repräsentanten vermuthen sollte. Ein älterer Mann von eben

gern gerettet hätte, zerstören wollte. Entscheiden Sie nun, ob Bern anders handeln konnte, als es handelte.

Eine kurze, aber vollständige Geschichte der letzten Unruhen in Genf ist so leicht nicht, als Sie sich vorstellen, selbst alsdann nicht, wenn man sich an Ort und Stelle findet. Ich kann jetzt freylich manche Nachrichten sammeln, die Sie in den Zeitungen oder andern öffentlichen Blättern vergebens suchen würden; auch kann ich ohne große Mühe viele Schriften beider Parteyen erhalten, die Ausländern nicht leicht in die Hände fallen; allein selbst mit diesen Hülfsmitteln wird es erstaunlich schwer, die wahre Gestalt der Sachen zu erfahren; denn erstlich ist jetzt in Genf keine seltnere Erscheinung als ein Mann, der sich nicht offenbar für die Negatifs oder Repräsentanten erklärt, indem selbst diejenigen, die sich für unparteyisch ausgeben, doch, ohne es selbst zu wissen, mehr auf die eine als die andere Seite hangen. Eine jede wichtige Begebenheit wird daher von verschiedenen Personen mit andern Umständen erzählt, und eine jede Handlung aus andern Bewegungsgründen abgeleitet. Der unparteyischen oder doch so scheinenden Schriften gibt es noch viel weniger als der uneingenommenen Per-

sonen, und über dieß ist die Zahl der erstern so groß, daß man sie fast niemahls vollständig antrifft, und alsdann gewiß mit funfzehn und mehrern Schild-Louisd'or bezahlen müßte. Eine der neuesten und wichtigsten Schriften ist das Tableau historique et politique des revolutions de Géneve, das vor kurzem heraus gekommen ist, und das ich Ihnen, so bald Sie es erhalten können, zu lesen rathe. Der Verfasser ist Monsieur d'Ivernois, einer von den verwiesenen Häuptern der Repräsentanten, ein junger Mann von drey und zwanzig Jahren, der sein Werk in drey Wochen ausgearbeitet hat. Dieß würde ganz unglaublich seyn, wenn man nicht wüßte, daß die schon lange dauernden Streitigkeiten, einem jeden angesehenen Genfer, der Partey genommen hatte, die wichtigsten Facta der vaterländischen Geschichte mit allen Betrachtungen und Untersuchungen, die sich darüber anstellen lassen, so geläufig gemacht haben, daß er darüber ohne Anstoß und Vorbereitung gut reden und schreiben kann. Dieß historische und politische Gemählde ist zwar mit vieler Wärme entworfen, hat aber doch eine richtigere Zeichnung, als man von einem jungen und feurigen Repräsentanten vermuthen sollte. Ein älterer Mann von eben

gern gerettet hätte, zerstören wollte. Entscheiden Sie nun, ob Bern anders handeln konnte, als es handelte.

Eine kurze, aber vollständige Geschichte der letzten Unruhen in Genf ist so leicht nicht, als Sie sich vorstellen, selbst alsdann nicht, wenn man sich an Ort und Stelle findet. Ich kann jetzt freylich manche Nachrichten sammeln, die Sie in den Zeitungen oder andern öffentlichen Blättern vergebens suchen würden; auch kann ich ohne große Mühe viele Schriften beider Parteyen erhalten, die Ausländern nicht leicht in die Hände fallen; allein selbst mit diesen Hülfsmitteln wird es erstaunlich schwer, die wahre Gestalt der Sachen zu erfahren; denn erstlich ist jetzt in Genf keine seltnere Erscheinung als ein Mann, der sich nicht offenbar für die Negatifs oder Repräsentanten erklärt, indem selbst diejenigen, die sich für unparteyisch ausgeben, doch, ohne es selbst zu wissen, mehr auf die eine als die andere Seite hangen. Eine jede wichtige Begebenheit wird daher von verschiedenen Personen mit andern Umständen erzählt, und eine jede Handlung aus andern Bewegungsgründen abgeleitet. Der unparteyischen oder doch so scheinenden Schriften gibt es noch viel weniger als der uneingenommenen Per-

sonen, und über dieß ist die Zahl der erstern so groß, daß man sie fast niemahls vollständig antrifft, und alsdann gewiß mit funfzehn und mehrern Schild-Louisd'or bezahlen müßte. Eine der neuesten und wichtigsten Schriften ist das Tableau historique et politique des revolutions de Généve, das vor kurzem heraus gekommen ist, und das ich Ihnen, so bald Sie es erhalten können, zu lesen rathe. Der Verfasser ist Monsieur d'Ivernois, einer von den verwiesenen Häuptern der Repräsentanten, ein junger Mann von drey und zwanzig Jahren, der sein Werk in drey Wochen ausgearbeitet hat. Dieß würde ganz unglaublich seyn, wenn man nicht wüßte, daß die schon lange dauernden Streitigkeiten, einem jeden angesehenen Genfer, der Partey genommen hatte, die wichtigsten Facta der vaterländischen Geschichte mit allen Betrachtungen und Untersuchungen, die sich darüber anstellen lassen, so geläufig gemacht haben, daß er darüber ohne Anstoß und Vorbereitung gut reden und schreiben kann. Dieß historische und politische Gemählde ist zwar mit vieler Wärme entworfen, hat aber doch eine richtigere Zeichnung, als man von einem jungen und feurigen Repräsentanten vermuthen sollte. Ein älterer Mann von eben

gern gerettet hätte, zerstören wollte. Entscheiden Sie nun, ob Bern anders handeln konnte, als es handelte.

Eine kurze, aber vollständige Geschichte der letzten Unruhen in Genf ist so leicht nicht, als Sie sich vorstellen, selbst alsdann nicht, wenn man sich an Ort und Stelle findet. Ich kann jetzt freylich manche Nachrichten sammeln, die Sie in den Zeitungen oder andern öffentlichen Blättern vergebens suchen würden; auch kann ich ohne große Mühe viele Schriften beider Parteyen erhalten, die Ausländern nicht leicht in die Hände fallen; allein selbst mit diesen Hülfsmitteln wird es erstaunlich schwer, die wahre Gestalt der Sachen zu erfahren; denn erstlich ist jetzt in Genf keine seltnere Erscheinung als ein Mann, der sich nicht offenbar für die Negatifs oder Repräsentanten erklärt, indem selbst diejenigen, die sich für unparteyisch ausgeben, doch, ohne es selbst zu wissen, mehr auf die eine als die andere Seite hangen. Eine jede wichtige Begebenheit wird daher von verschiedenen Personen mit andern Umständen erzählt, und eine jede Handlung aus andern Bewegungsgründen abgeleitet. Der unparteyischen oder doch so scheinenden Schriften gibt es noch viel weniger als der uneingenommenen Per-

sonen, und über dieß ist die Zahl der ersten so groß, daß man sie fast niemahls vollständig antrifft, und alsdann gewiß mit funfzehn und mehrern Schild-Louisd'or bezahlen müßte. Eine der neuesten und wichtigsten Schriften ist das Tableau historique et politique des revolutions de Genéve, das vor kurzem heraus gekommen ist, und das ich Ihnen, so bald Sie es erhalten können, zu lesen rathe. Der Verfasser ist Monsieur d'Ivernois, einer von den verwiesenen Häuptern der Repräsentanten, ein junger Mann von drey und zwanzig Jahren, der sein Werk in drey Wochen ausgearbeitet hat. Dieß würde ganz unglaublich seyn, wenn man nicht wüßte, daß die schon lange dauernden Streitigkeiten, einem jeden angesehenen Genfer, der Partey genommen hatte, die wichtigsten Facta der vaterländischen Geschichte mit allen Betrachtungen und Untersuchungen, die sich darüber anstellen lassen, so geläufig gemacht haben, daß er darüber ohne Anstoß und Vorbereitung gut reden und schreiben kann. Dieß historische und politische Gemählde ist zwar mit vieler Wärme entworfen, hat aber doch eine richtigere Zeichnung, als man von einem jungen und feurigen Repräsentanten vermuthen sollte. Ein älterer Mann von eben

dieser Partey gestand mir, daß einige kleine Fehler darin vorkämen, die aber viel weniger Parteylichkeit oder Vorsatz zu entstellen, als die unglaubliche Eilfertigkeit des Verfassers hinein gebracht hätte. So wohl die Arbeit als der Druck wurden schnell betrieben, weil man den französischen Hof, noch ehe der letzte Streich wider die bisherige Verfassung von Genf ausgetheilt würde, von dem wahren Gange der Streitigkeiten und dem Geiste der kämpfenden Parteyen unterrichten, und durch die Appellation an das Publikum Vergennes abhalten wollte, eine Partey zu unterdrücken, die eine so gute Sache hätte als die Repräsentanten, und so kühne und beredte Vertheidiger, als der junge d'Ivernois ist.

Außer diesem Hauptwerke habe ich noch die meisten wichtigsten Streitschriften gelesen, die vor und nach dem letzten Aufstande erschienen sind. Es fehlt mir aber die Zeit, so wohl das, was ich mir daraus bemerkt, als meine Betrachtungen darüber zu sammeln und in Ordnung zu bringen. Ich verspare dieses bis auf die ersten Ruhetage, die ich in Nidau oder auf meiner Rückreise finden werde. Vors erste müssen Sie sich damit begnügen, daß ich Ihnen die erste und wahre Ursache aller Unruhen, die Genf seit

einem Menschenalter so sehr erschüttert haben, oder wenigstens die Ursachen, warum diese Zerrüttungen des Staatskörpers unheilbar sind, etwas umständlicher aus einander setze.

Die wahre Ursache der bürgerlichen Kriege in Genf ist nicht so wohl mangelhafte Gesetzgebung, sondern eben die, welche alle bürgerlichen Kriege hervor gebracht hat, zunehmende Sittenverderbniß, besonders unter den vornehmsten und niedrigsten Ständen, welche gehindert hat, daß die mangelhaften Gesetze und Einrichtungen des Staats zum Besten des Ganzen ergänzt und vervollkommnet wurden.

Nachdem durch das Edict vom Jahre 1738 die geschlossenen Zünfte aufgehoben, und allen Einwohnern von Genf ohne Unterschied der Zutritt zu allen Handwerkern und Gewerben geöffnet wurde, erwachte und verbreitete sich in dieser Stadt in wenigen Jahren ein solcher Geist von Betriebsamkeit, wovon man in der alten und neuen Geschichte gewiß nur wenige Beyspiele hat. Die vielen Fabriken und Manufakturen, welche man entweder neu anlegte oder auch erweiterte, erzeugten und vermehrten nicht nur Wohlstand und Bevölkerung, sondern auch Aufklärung, und es entwickelten sich in einigen

Zeugungen in einer kleinen Stadt, die höch-
stens 25000 Seelen in sich schließt, mehr
große Schriftsteller und Erfinder, als die
Hauptstädte der aufgeklärtesten Nationen Eu-
ropens aufweisen konnten. Die Werke die-
ser unsterblichen Männer blieben nicht bloß
in den Händen der Gelehrten oder der vor-
nehmern Stände, sie drangen auch in die
Werkstätten von Arbeitern ein, und man
konnte daher und kann noch jetzt mit Recht
sagen, daß in keiner Stadt so mannigfal-
tige und nützliche Kenntnisse unter allen Stän-
den so allgemein als in Genf verbreitet wa-
ren. Diese ersten Früchte des Fleißes und
der Thätigkeit der Genfer machten sie zu ei-
nem Gegenstande des Neides und der Be-
wunderung nicht nur ihrer Nachbarn, son-
dern auch von ganz Europa; allein in eben
diesen schönen und kräftigen Früchten lagen
zugleich die ersten Keime des Verderbens
eingewickelt. Die außerordentliche Industrie
der Genfer und der fast alle Theile der Er-
de umfassende Handel erzeugte bald unre-
publikanische Ungleichheit der Güter und
Anhäufung von Millionen in einzelnen Fa-
milien und Händen. Aus den ungeheuern
Reichthümern von Wenigen entstanden Ver-
achtung der alten strengen väterlichen Sit-
ten und Gesetze, Nachäffung des reichsten

und verdorbensten Theils eben der Nation, womit man durch Sprache und Lage am nächsten verbunden war, ungemessene Prachtliebe und Schwelgerey, tugendtödtender und herrschender Unglaube und ein unauslöschlicher Haß gegen die bisherige Verfassung, die dem Reichen nicht mehr wesentliche Vorrechte zugestand als dem Armen, so sehr er auch durch Güter über den letztern erhaben war. Ohne das beständige Streben der Negatifs nach unrechtmäßiger Gewalt würde man sehr leicht Mittel zu einer dauerhaften Aussöhnung mit ihren Widersachern haben finden können; allein bey einer solchen Ungleichheit der Güter, als sich in Genf findet, ist es fast unmöglich, daß nicht der Wunsch nach ungleichen Rechten entstehen, und daß nicht Herrschbegierde die Liebe des allgemeinen Besten überwiegen sollte *).

*) Der Ausgang hat mein Urtheil gerechtfertiget. Durch das neue Edit de pacification présenté par les Puissances Garantes à la République de Géneve, et agréé au Conseil général le 21. Nov. 1782. ist die ganze ehemahlige Verfassung von Genf umgekehrt worden, und der größte Theil der Negatifs ist mit der neuen Constitution und den Maßregeln ihrer ehemahligen Häupter eben so unzufrieden, als es die vertrie-

Es ist Ihnen bekannt, daß nach der Reformation die Einfalt der Sitten nirgends so groß und die Sittenzucht nirgends so

---

benen Repräsentanten nur immer seyn können. In der That scheinen die meisten Negatifs nicht gefürchtet zu haben, daß ihre Häupter so weit gehen würden, als sie wirklich gegangen sind, und da sie es merkten, war es zu spät sich zu widersetzen, und unwirksame Klagen waren alles, wodurch man seine Unzufriedenheit zu erkennen geben konnte. Wie gewaltthätig und ungesetzmäßig die neue Regierungsform sey, kann man schon daraus abnehmen, daß man es nothwendig gefunden hat, die Besatzung beträchtlich zu verstärken, alle Bürger zu entwaffnen und alle größern Zusammenkünfte, so wie alle politischen Unterredungen über innere Angelegenheiten auf das strengste zu verbieten. Ungeachtet aber der höchsten Wahrscheinlichkeit nach die Häupter der Negatifs eine auf billige Bedingungen gegründete Vereinigung mit den Repräsentanten am meisten gehindert haben, so ist es doch eben so gewiß, daß die Repräsentanten ihre Gegner mächtig gereizt hatten, und zwar am meisten durch den Mißbrauch des Sieges, den sie im J. 1768 davon trugen. Stolz auf ihren Sieg zwangen sie die Conseils ohne alle Schonung und Aufschub, der Bürgerschaft das so genannte Recht der réélection zuzugestehen, vermöge deren sie jährlich vier Mitglieder aus dem Petit Conseil

strenge war als in den schweizerischen Staaten, deren Gesetze, Religion und Sitten von Zwingli und Calvin umgeschaffen wur-

---

ausschließen könnte. Dieß Vorrecht mußte nothwendig beständige Argwöhne, unversöhnliche Feindschaften und eine ewige Spaltung zwischen den beiden Parteyen hervor bringen. Die einsichtsvollsten und ruhigsten unter den Repräsentanten suchten ihre Partey dahin zu vermögen, daß man das gehässige und erzwungene Recht der réélection wenigstens fünf Jahre ungeübt lassen möchte, damit die Gemüther erst besänftiget würden; allein die Sieger waren zu erhitzt, als daß sie sich dergleichen hätten gefallen lassen. So wie unter den Negatifs gewiß viele waren, die nicht nach unrechtmäßiger Gewalt trachteten, so waren wieder unter den Repräsentanten manche, die durch Reichthümer, Kenntnisse und Fähigkeiten aufgebläht, diejenigen Familien und Personen, die in dem Besitze der vornehmsten Würden waren, beneideten, und die diese durch unerlaubte Mittel zu demüthigen oder sich selbst auch zu erheben suchten. Als eine Hauptursache der letzten Unruhen in Genf gibt einer meiner Correspondenten den Verlust des alten Nationalgeistes an, der durch die häufige Aufnahme von Fremden zu Habitants und Bourgeois getödtet worden sey, und einem gar nicht zu vereinigenden Gewirre von widersprechenden Meinungen und Gesinnungen Platz

den. Calvin übergab die oberste sittenrichterliche Gewalt der Geistlichkeit, welche sie auch noch in unserm Jahrhunderte nach den

---

gemacht habe. Dieß Phänomen muß jetzt noch viel auffallender als vormahls seyn, da die Obrigkeit seit der Revolution bis in den Sommer des J. 1785, wie ich von einem reisenden Freunde weiß, schon über 1200 Domiciliés aufgenommen hatte. So nennt man in Genf Personen, die gegen eine jährliche Abgabe, welche der kleine Rath bestimmt, die Erlaubniß erhalten, sich in Genf niederzulassen, und denen man entweder alle oder einen Theil der Rechte der Habitants verleiht. Die permission de domicile kann zwar nach Belieben zurück genommen und muß jährlich erneuert werden; allein hierdurch muß, wie es scheint, mehr die Anhänglichkeit der Domiciliés an Genf, als der Gedanke, sich in dieser Stadt zu besetzen, vernichtet werden. Wenigstens hat die Erfahrung gezeigt, daß fremde Handwerksbursche durch die Leichtigkeit, bey geringern Abgaben, als ihre Meister dieselbige Profession treiben zu dürfen, gereizt werden, sich in Genf niederzulassen. Ein jeder Schneider- oder Schustergesell, der Lust dazu hat, heirathet ein Mädchen aus einem angesehenen Hause, erhält alsdann ohne viele Schwierigkeit die Erlaubniß seine Handthierung zu treiben, und macht seinem bisherigen Meister, der größere Abgaben entrichtet, und durch festere Bande an den

Absichten ihres Schöpfers ausgeübt hat. Diese den ganzen Staat umfassende Censur und das damit verbundene Ansehen der Gen-

---

Staat gebunden ist, die Kunden abwendig. Die übermäßige Zahl der Domiciliés, die man aller Gegenvorstellungen der Habitants ungeachtet angenommen hat, richtet nicht nur diese zu Grunde, und eben deßwegen müssen unverhältnißmäßig mehr verarmte Schneider und Schuster als andere Professionisten aus den öffentlichen Fonds erhalten werden, sondern sie muß sich nothwendig auch bald unter sich selbst aufreiben; und wenn dann solche Domiciliés verarmen, so können sie auf gar keine Unterstützung aus den öffentlichen Armenkassen Anspruch machen. Eine nothwendige Folge hiervon ist, daß sie in ihrem hülflosen Elende in Betteley und Dieberey fallen. Überhaupt habe ich mich schon oft darüber gewundert, daß so viele Stadtobrigkeiten, welche die gute Absicht hatten, die schädlichen Rechte oder Anmaßungen der Zünfte einzuschränken und die Concurrenz und Aufnahme von nützlichen Arbeitern zu befördern, daß diese nicht genug den wichtigen Unterschied unter solchen Professionen bemerkten, die entweder nur allein oder hauptsächlich für die Miteinwohner desselbigen Orts arbeiten, wie Schuster, Schneider und Friseurs, und dann unter solchen, deren Produkte eben so gut auswärts verschickt, als an dem Orte des Aufenthalts der Arbeiter können

ser Geistlichkeit sind jetzt gänzlich verschwunden *). Die Prediger können nicht einmahl daran denken, ihre alte Disciplin auszuü-

---

verbraucht werden. Hierher gehören alle Arten von Fabrikanten und künstlichen Arbeitern, die daher auch in keiner Stadt zu zahlreich werden, und deren Aufnahme nicht genug begünstiget werden kann. Ganz anders verhält es sich mit solchen Handwerkern, die ihrer Natur nach nicht für entfernte Auswärtige arbeiten können. Solche Handwerker müssen in keiner Stadt mehrere seyn, als die Bedürfnisse der übrigen Einwohner verlangen. Geht man aber über diese Zahl hinaus, so werden solche Handwerker durch die zu große Concurrenz gezwungen, ihre Arbeiten unter ihren wahren Werth herab zu setzen. Sie gewinnen also nicht genug, um ihre Familien erhalten und die öffentlichen Lasten tragen zu können. Der verarmte Handwerker wird aus Verzweiflung liederlich, und Frauen und Kinder fallen den Armenkassen oder den übrigen Einwohnern zur Last.

*) Der ganze Zusammenhang zeigt, daß ich nicht sagen wollte: die Rechte und Gerichtsbarkeit der Geistlichen seyen durch ausdrückliche Verordnungen geschmälert worden, sondern das Ansehen der Geistlichen sey nicht so groß mehr, und ihre Rechte würden nicht mehr mit dem Nachdrucke und der großen Wirkung wie vormahls ausgeübt.

ben, da gerade diejenigen, deren Macht sie zur Vollstreckung der Gesetze aufbieten müßten, am meisten von einer strengen Censur leiden würden, und sie selbst zum Theile vor Calvin und seinen echten Schülern nicht bestehen könnten? Mit dieser Censur haben die Geistlichen auch den größten Theil ihres alten Ansehens verloren. Vormahls und noch zu der Väter Zeiten suchten die hoffnungsvollsten Söhne aus den ersten Familien die geistlichen Würden eben so eifrig als die ersten unter den weltlichen, weil jene eben so ehrenvoll waren, und einen eben so großen oder noch größern Einfluß auf den Staat verschafften als diese. Jetzt hingegen überlassen die Jünglinge aus reichen und angesehenen Häusern die geistlichen Stellen solchen Männern, die sie mehr um der geringen Einkünfte als des damit verbundenen Ansehens willen suchen, und die sich nicht darum bekümmern, daß die starken Geister nach Voltairischer Art einen Geistlichen und eine lächerliche Person für einerley halten. So wie die durch Pracht und Sittenverderbniß hervorgebrachte Verminderung des Einflusses der Geistlichkeit angesehene Männer von geistlichen Würden abschreckt, eben so wird diese Entfernung angesehener Personen wieder eine Mitur=

sache des immer zunehmenden Verfalls der Religion und guten Sitten in Genf. Calvins unsterblicher Geist würde gewiß selbst in den Wohnungen der Seligen von Mitleiden und Unwillen ergriffen worden seyn, wenn er an dem Tage, als ich in der Hauptkirche einer großen Communion beywohnte, auf die von ihm gebildete Stadt hätte herab schauen können. Als wir in die Kirche kamen, war sie schon so voll, daß wir uns kaum bis zu dem Ehrenstuhle, der für Fremde bestimmt ist, durcharbeiten konnten. Vor uns waren die Sitze der Frauenzimmer, von welchen man unter allen Völkern bemerkt hat, daß sie einen stärkern Hang zur Andacht haben als unser Geschlecht, und daß sie besonders von heiligen gottesdienstlichen Handlungen und Gebräuchen stärker und schneller gerührt werden. Alle diese Mädchen und Weiber, eine einzige und gerade die liebenswürdigste ausgenommen, zeigten nicht allein gar keine Zeichen von Andacht oder Sammlung zu einer so feyerlichen Handlung, als an welcher sie jetzt Theil nehmen wollten, sondern betrugen sich vielmehr, als wenn sie vorsetzlich den Schein davon vermeiden möchten. Man lachte, flüsterte und besserte am Putze, oder rauschte mit dem Fächer, oder rückte auf seinem Sitze herum, als wenn man in

einer Gesellschaft von lustigen Brüdern oder Schwestern gewesen wäre. Dieser empörende Leichtsinn und Vergessenheit alles dessen, was man wenigstens dem Schwachen schuldig ist, dauerte fort, als ein junger Geistlicher auf die Kanzel trat, und wahrscheinlich Gebete oder Vorschriften, die sich auf die bevorstehende Handlung bezogen (denn wegen des heftigen Geräusches konnte ich nichts verstehen), ablas. Man wurde zwar etwas bescheidener und ruhiger, als der Prediger selbst erschien, und aus der gegenwärtigen traurigen Lage der Stadt Veranlassung hernahm, alle Stände und vorzüglich die Jugend zur Einigkeit und zum Gehorsame gegen die Gesetze aufzumuntern; allein an dieser Stille war nicht so wohl die Andacht als die Neugierde der Zuhörer Schuld; denn gleich, nachdem die Predigt geendigt war, äußerte sich sogar in den letzten Augenblicken, ehe man sich dem Tische des Herrn nahte, dieselbige Ausgelassenheit, die mich vorher so sehr empört hatte. Manche konnten sogar in dem Augenblicke, in welchem sie das Abendmahl zu sich nahmen, nicht einmahl so viel über sich gewinnen, daß sie die Züge von Muthwillen und Spott, die von den vorhergegangenen Gesprächen auf ihren Gesichtern übrig waren, unter-

drückt, oder in der Absicht, kein Ärgerniß zu geben, die Larve der Ernsthaftigkeit vorgehängt hätten. Gewiß würde Rousseau und vielleicht auch Voltaire nicht weniger als ich vor Unwillen entbrannt seyn, wenn sie von der unnatürlichen Irreligiosität der Genferinnen, die doch auf gute Erziehung Anspruch machen wollen, Zeugen gewesen wären.

Ein anderer Beweis von dem verminderten Ansehen der Geistlichkeit und dem großen Verfalle der Sitten ist dieser, daß in einer Stadt, in welcher vormahls Ehebruch eines der größten Verbrechen, und Ehescheidung so schwer als möglich gemacht war, der erstere nur belacht, und die letztern so leicht und häufig werden, als sie vielleicht kaum in London und Paris sind. Wenn ein Paar Eheleute ihres Umgangs überdrüssig sind, oder in Verbindungen mit andern ihre Rechnung besser zu finden glauben, so verabreden sie sich in der Stille, und entweder der Mann oder die Frau geht auf vier Wochen auf ein Landhaus im französischen oder bernischen Gebiete, das man in einer halben Stunde erreichen kann *).

*) Ein Vertheidiger von Genf wünscht eine Berichtigung dieser Nachrichten; allein er drückt

Gleich nach der Entfernung des einen Theils macht der andere eine Klage wegen boshafter Entweichung anhängig. Der Flüchtling wird vier Mahl vorgeladen, und wenn er alsdann nicht erscheint, so schreitet man ohne weitere Umstände zur Ehescheidung. Sobald die Ehe getrennt ist, findet sich der oder die Entwichene wieder ein, ohne Strafe befürchten zu dürfen, und beide Par-

---

sich so unbestimmt aus, daß ich nicht weiß, was und wie viel ich ändern soll. Folgendes aber meldet er mit Bestimmtheit. Die ganze Procedur, wodurch ein Paar Eheleute getrennt würden, dauere wenigstens dritthalb Monathe. Der entwichene Theil werde zuerst drey Mahl citirt, welches drey Wochen wegnehme. Wenn er nicht erscheine, so werde er drey Mahl von der Kanzel vorgeladen, welches nur in sechs Wochen geschehen könne, und endlich werde er vor das Consistorium geladen, wo er la censure et l'excommunication empfange, und wo er eigentlich zu einem achttägigen Gefängnisse und zur confiscation de la dot verurtheilt werden solle. Allein die Härte der Strafe, schreibt mein Correspondent, habe eine Art von Ungestraftheit hervor gebracht, und ich muß also glauben, daß Reiche und Angesehene entweder gar nicht oder bloß zum Scheine, und Geringere selten oder wenigstens viel gelinder als vormahls gestraft werden.

teyen können auch ohne weitern Anstand wieder heirathen.

Die ehemahligen Aufwandsgesetze gelten jetzt nicht mehr als die alte Calvinische Kirchenzucht, weil sie sich niemahls lange gegen so viele Millionärs, als in Genf wohnen, erhalten konnten *) Die reichen Genfer bauen und möbliren prächtige Palläste und Landhäuser, halten sich kostbare Equipagen und noch kostbarere Mätressen, und geben Diners und Soupers, wie die verschuldeten Prinzen und Dücs, oder Marquis in Versailles, oder die unerschöpflichen Generalpächter zu Paris. In Genf rechnet man vier und zwanzig Familien, in welchen man beständig auf Silber speist, und drey bis vier hundert Häuser, in welchen, die Teller ausgenommen, alles Tafelgeschirr, Terrinen, Schüsseln u. s. w. von demselbigen Metalle sind. Hierbey muß man bedenken, daß Genf höchstens fünf und zwanzig tausend Einwohner hat.

So sehr Sie alles dieses befremden wird,

---

*) Die neuen Aufwandsgesetze machen einen beträchtlichen Theil des neuen Edit de pacification aus. Sie schränken aber den Luxus nicht so wohl ein, als sie ihn zu einer Quelle von Staatseinkünften machen.

so werden Sie sich doch noch mehr darüber wundern, daß diese kleine Zahl von Menschen, von denen kaum der siebente Theil von den Produkten ihres Landes leben könnte, außer den übrigen Zweigen ihres Gewinns jährlich zwanzig, gewiß aber vierzehn Millionen Renten aus Frankreich zieht, und daß sie also dem französischen Hofe zwey hundert oder doch hundert und vierzig Millionen vorgestreckt hat. Nirgends sind die Speculationen mit den französischen Fonds so weit getrieben worden als in Genf. In dieser Stadt setzt nicht bloß ein Hagestolz auf seinen Kopf, um eine große Rente verzehren zu können, nicht bloß der Mann auf den Kopf seines Weibes oder der Vater auf den seines Kindes, um das eine oder das andere zu versorgen, sondern ganze Gesellschaften von reichen Leuten vereinigen sich, und setzen Millionen auf zwanzig oder dreyßig der gesundesten Kinder in den besten Jahren, die man von den geschicktesten Ärzten und Wundärzten untersuchen läßt. So wie aber die Genfer vielleicht unter allen die Noth oder Verblendung des französischen Hofes in dem Anleihen auf Leibrenten am besten genutzt haben, so ist es nicht weniger gewiß, daß eben diese Operationen mit den französi=

schen Fonds gerade durch die großen und schnellen Reichthümer, die sie verschafften, mehr als große Bankerotte geschadet haben. Zwar ist bisher der Fall selten, daß Wollüstlinge ihr Vermögen dem rechtmäßigen Erben ganz entziehen, und es auf Leibrenten hingeben, um desto mehr genießen zu können; man sieht vielmehr Leibrenten als einen einträglichen Handel oder als eine Art von Gewerbe an; allein die großen Summen, welche sie jährlich nach Genf ziehen, vermehren nicht nur den Stoff und Reiz zur Prachtliebe und Schwelgerey, sondern werden auch eine Ursache, daß man andere weniger einträgliche Gewerbe, die Anstrengung und Genie erfordern, vernachlässigt, und seine Reichthümer lieber von selbst in den französischen Fonds arbeiten und sich vermehren läßt. Je mehr nun die Industrie abnimmt und die Reichthümer zunehmen, desto mehr muß auch Luxus und Sittenverderbniß steigen, und man wird bald bis zu der Maxime kommen, daß Handel und Arbeitsamkeit schimpflich, und nur allein ein träger Genuß der von fleißigern Vorfahren erworbenen Schätze ehrenvoll und anständig sey. Wie würde es aber den trägen Millionärs und wie der Stadt ergehen, wenn der Kredit des fran-

zösischen Hofes dereinst einmahl wieder sinken sollte? Meiner Meinung nach ist es ein fürchterlicher Zustand, wenn das Wohl einer ganzen Stadt, oder doch der angesehensten Familien, von der Gnade oder dem Schicksale eines mächtigen Schuldners abhangt, den keiner zur Bezahlung zwingen kann, und der schon in diesem Jahrhunderte einige Mahle zu zahlen aufgehört hat.

Übertriebene Prachtliebe und daher entstehende oder damit verbundene Verdorbenheit der Sitten finden sich nicht bloß in den obersten, sondern auch in den niedrigsten Ständen von Genf, und man klagt auch hier, daß die Uhrmacherey und Indiennefabriken die Sitten des Volks verschlimmert haben. Es ist etwas sehr gewöhnliches, daß Arbeiter oder Arbeiterinnen die Woche über jedes Mahl für 3 Sous speisen, und ihre Gesundheit durch schlechte oder kärgliche Nahrung verderben, um nur in sechs bis sieben prächtigen Kleidern prangen, des Sonntags in Kutschen ausfahren, und diesen Tag in lärmenden und kostbaren Freuden zubringen zu können. Die größte Kattunfabrik in Genf, und gewiß auch eine der größten in der ganzen Schweiz ist die von Herrn Fasi, in welcher vor den Unruhen sechs bis acht hundert, und als

ich sie sah, über zwey hundert Personen arbeiteten. Man muß in der That ein so thätiger, und an immer neuen und schönen Desseins so erfindungsreicher Mann als Herr Fasi seyn, um in einer Stadt, wo alles so ungeheuer theuer als in Genf ist, eine solche Fabrik zu Stande bringen und unterhalten zu können. Allein die Waaren, die Herr Fasi liefert, sind von so vorzüglicher Güte und Schönheit, daß er seinen Bestellungen kaum vorkommen kann, und weder Märkte noch Messen zu besuchen braucht. In dieser Fabrik allein kann ein Fremder schon sehen, wie weit die Eitelkeitswuth unter den arbeitenden Einwohnern in Genf geht. Wir trafen in mehrern Sälen, besonders in dem, in welchem die Formen auf die Kattune gedruckt oder die verschiedenen Farben aufgetragen wurden, so geputzte Mädchen und Weiber an, daß man sie in kleinern deutschen Städten in jede Assemblee oder gute Gesellschaft hätte führen können. Auch die Putzmacherinnen und kleinen Galanteriehändlerinnen gehen so sorgfältig geputzt einher, daß Fremde kaum wissen, wie sie sich gegen solche Damen zu betragen haben.

Die aufgeklärteste und die unverdorbenste Klasse von Menschen ist der Mittelstand,

der nicht reich genug ist, um ohne Arbeit schwelgen zu können, und nicht so arm, daß er sein Brot durch Handarbeit verdienen müßte. Zu dieser Klasse gehören die meisten Vorsteher oder Unternehmer von Manufakturen, Fabriken und Handwerksstätten, die meisten Kaufleute und Commissionärs, Gelehrte u. s. w. Dieser Mittelstand ist zu geschäftig, als daß er sich den Vergnügungen des Lasters ergeben, und zu aufgeklärt, als daß er in die Ausschweifungen des Pöbels hinab sinken könnte. Eben dieser Mittelstand enthält fast lauter eifrige Repräsentanten, und er würde gewiß auch dem Staate eine feste, aber demokratische Regierungsform gegeben haben, wenn nicht der Ehrgeiz der Millionärs eine auswärtige Macht zu Hülfe gerufen hätte.

Unter allen Fehlern, welche man den Genfern Schuld gibt, ist keiner, weßwegen sie in der übrigen Schweiz so sehr verschrien sind, als eine fast unglaubliche Kunst zu sparen, unersättliche Begierde nach Gewinn und die äußerste, selbst mit dem höchsten Reichthume und der größten Pracht verbundene Filzigkeit. Sogar Rousseau wagte es nicht, seine Mitbürger von diesem Anstriche von Judaismus zu reinigen, und man braucht auch die Lage der Genfer nur zu

kennen, um bald einzusehen, daß eben die Ursachen, welche die Juden bisher im Durchschnitte zu Juden machten, die Genfer im Allgemeinen ihnen ähnlich machen mußten. Ein Fremder kann sich in Genf kaum einen Tag aufhalten, ohne von der Gierigkeit der Einwohner mehrere Proben zu erhalten. Man mag kaufen, was man will, selbst Dinge, deren Preise allgemein bekannt und gleichsam bestimmt sind, so wird man immer zur Hälfte übersetzt, und Reisende werden deßwegen von Genfern selbst gewarnet, daß sie nicht in eigener Person, sondern durch ihre Freunde das Benöthigte einkaufen möchten. Den Personen, deren Dienste man braucht, mag man geben, so viel man will, so sind sie doch nie befriediget. Entweder gehen sie, wenn sie vorher auch noch so geschwätzig waren, still und ohne zu danken weg, oder sie wissen mit vielen Komplimenten noch einen Vorwand hervor zu suchen, unter welchem man ihnen noch einige Cruches oder Baches (so nennt man hier Kreuzer und Batzen) schenken möchte. Von der Filzigkeit der Reichen erzählten mir glaubwürdige Männer einige höchst merkwürdige Beyspiele. Ein vornehmer Herr aus Bern, dessen Landgut im Pays de Vaud an das Landgut eines reichen Gen-

fers grenzte, wurde vom letztern einstens zu Tische gebeten, und mit den ausgesuchtesten Fischen aus dem Genfersee tractirt. Der Gast konnte sich nicht genug über die Menge und Mannigfaltigkeit von Fischen wundern, und gestand, daß ihre Seltenheit ihm oft, wenn er Freunde aus Bern bey sich habe, viele beschwerliche und doch vergebliche Nachfragen verursache. Der reiche Genfer antwortete auf diese Äußerung, daß er immer einen Vorrath von Fischen in seinen Behältern habe, und daß er sich ein Vergnügen daraus mache, seinem lieben Nachbar so oft und so viel er brauche, zukommen zu lassen. Der Berner dankte für dieses höfliche Anerbieten, versprach aber zugleich, daß er eine so außerordentliche Güte nie anders, als im höchsten Nothfalle mißbrauchen würde. Dieser trat bald ein; es kamen Besuche aus Bern, und nun wurde der gold- und fischreiche Nachbar ersucht, doch einen kleinen Theil seines Überflusses verabfolgen zu lassen. Die Bitte wurde ohne Anstand erfüllt, und der dankbare Herr aus Bern war eben im Begriffe, dem gefälligen Nothhelfer seine Verbindlichkeit zu bezeugen, als er eine Rechnung erhielt, worauf ihm für so viele Pfunde von diesen und jenen Fischen so und so viele Livres abgefordert wurden. So nie-

verträchtig dieses Verfahren auch war, so ist es doch weniger verabscheuungswürdig als das, was man von einigen Millionärs erzählt, die sich eine Herrschaft im Pays de Vaud angekauft hatten. Man bat diese Millionärs bey einer von der Obrigkeit bewilligten Collecte um einen kleinen Beytrag für die Unglücklichen, die durch Brand gelitten hatten. Beide Filze gaben aber da, wo wohlhabende und selbst Personen von mittelmäßigem Vermögen ganze oder halbe Louisd'or zu schenken pflegen, einen einzigen neuen Thaler, und glaubten vermuthlich, noch recht freygebig gewesen zu seyn *).

---

*) In der übrigen Schweiz glaubt man, daß unter den Reichen in Genf die Freygebigen nur die kleinste Zahl ausmachen; in Genf selbst aber nimmt man das Gegentheil an. Überhaupt scheint es, als wenn die Reichen die Armen in ihrer Stadt ohne Verhältniß mehr unterstützen, als man ihnen auswärts zutraut. Wenigstens versichert mich ein Mann, der das vollkommenste Zutrauen verdient, daß die Reichen große Summen an die Prediger schicken, um sie den Armen auszutheilen, damit die Nahmen der Geber verschwiegen bleiben. Nicht weniger lobenswürdig ist es, daß die Obrigkeit in Genf im Anfange des J. 1786 eine Kasse errichtet hat, woraus Juwelier, Uhrmacher und andere künstliche

Ein Reisender, der die Eigennützigkeit der Genfer genau kannte, versicherte mich, daß die meisten Repräsentants alles Tobens und aller Drohungen von Auswanderungen ungeachtet doch gern bleiben, und sich Alles geduldig gefallen lassen würden, wenn man ihnen nur ihre Güter und die bisherigen Mittel sie zu vermehren ließe. Wenigstens rächen sie sich jetzt an ihren Überwindern oder Unterdrückern dadurch, daß sie ihnen ihr Geld abnehmen, wenn sie anders dergleichen mitgebracht haben.

Ich habe irgendwo, ich glaube in Sulzers Reisebeschreibung, gelesen, daß man nicht leicht in einer andern Stadt so viele ausgezeichnete Gesichter fände als in Genf. Die Bemerkung ist richtig, wenn man un-

---

Arbeiter Geld zu 4 p. C. erhalten können. In einer Zeit von vierzehn Tagen wurden von den Reichen an die 20000 Livres zu diesem Fonds unterschrieben. Die Nothwendigkeit einer solchen Kasse setzt aber einen tief gesunkenen Kredit der arbeitenden Einwohner von Genf voraus. Unter allen Gewerben soll der Buchhandel jetzt das schlechteste seyn. Die meisten Buchhändler sind entweder gefallen oder wanken. Man kauft wenig oder gar keine Bücher mehr, sondern alles behilft sich mit den Cabinets litteraires, deren es sehr viele gibt.

ter ausgezeichneten Gesichtern solche versteht, die sich von denen ihrer Nachbarn oder auch anderer Völker merklich unterscheiden; denn fast alle Genfer haben etwas Eigenthümliches, woran man sie leicht erkennen kann. Sonst aber haben die Genfer, und zwar von beiden Geschlechtern, nicht nur in den beweglichen Zügen und Theilen des Gesichts, sondern auch in dem Baue der unbeweglichen Theile sehr vieles mit einander gemein, und dieß ist eben so natürlich, als daß sie sich selbst von ihren nächsten Nachbarn unterscheiden, indem sie in ihrer Lebensart, Vergnügungen und Beschäftigungen eben so sehr mit einander überein stimmen, als sie von den Einwohnern anderer Städte und Länder abweichen. Mir ist keine Stadt bekannt, wo ich unter allen Ständen, Geschlechtern und Altern so wenig schöne, und hingegen so viele gebrechliche und entnervt scheinende Personen gefunden hätte als in Genf, und man könnte daher mit Recht sagen, daß die Genfer sich durch ihr Äußeres noch mehr als durch ihre Lebensart und Betriebsamkeit von den Bernern unterscheiden. Die starken und schön gebildeten Körper, die blühende Farbe, die blauen Augen und blonden Haare, die man in Bern so häufig antrifft, sieht man in

Genf selten oder gar nicht. Die vornehmen Genfer sind im Durchschnitte von kleiner oder mittlerer Statur, und haben einen unsichern wankenden Gang *). Zu den merkwürdigsten physiognomischen Eigenthümlichkeiten beider Geschlechter gehören eine blaßgelbe Farbe, ein mageres Gesicht, eine kurze und hohe Stirn, ein großer Mund, schwarze Haare, Augen und Augenbraunen, welche beide letzteren meistens sehr groß und ausdrucksvoll sind, eine lange, schmale, etwas erhabene und weit aus dem Gesichte hervorstehende Nase, und endlich etwas Scharfes und Spitzfindiges im Blicke und Zügen, welche letztern Merkmahle man seltner als irgend eines der übrigen Kennzeichen in dem Gesichte eines Genfers vermißt. Das gemeine Volk, oder der eigentliche Pöbel, ist und sieht in Genf plumper und roher als in andern gleich großen Städten aus, weil er unter einer viel weniger strengen Zucht steht, und ihm bisher von beiden Parteyen, die sich so viel als möglich zu verstärken suchten, geschmeichelt wurde. So

---

*) Es war wider alle meine Erwartung, was mir ein sicherer Mann aus Genf schrieb, daß es wenige Städte gäbe, wo so viele Alte von beiderley Geschlechte leben als in Genf.

roh und häßlich aber der Genferpöbel ist, so übertrifft er doch unendlich in Rücksicht auf Gestalt die Savoyarden, von denen fast täglich viele Hunderte in die Stadt kommen, um ihre Produkte abzusetzen, und das Benöthigte wieder einzukaufen. Die elenden schwarzen Lumpen und Kleidungsstücke, womit sie kaum bedeckt sind, und die ihren ohne dieß traurigen Anblick noch traurriger machen, ihre zigeunermäßige Farbe, ihre schlaffe lederhafte Haut, ihre entfleischten Gesichter und Hände, ihre schwarzen starken ins Gesicht hangenden Haare, ihr starrer dummer Blick erinnerten mich an die Beschreibungen und Zeichnungen, die ich von den Feuerländern, Neuholländern und andern Halbmenschen so oft mit Bedauern und Erstaunen gesehen und gelesen habe.

Genf ist unstreitig die betriebsamste und reichste, aber auch eben deßwegen diejenige Stadt in der Schweiz, wo die Nothwendigkeiten des Lebens, und alle Arbeiten und Dienste, die man von andern Menschen erkauft, am theuersten sind. Alle Lebensmittel müssen in Genf nothwendig theurer als in andern Städten der Schweiz seyn, weil die umliegende Gegend weniger fruchtbar, die Zahl der Käufer größer, und das Geld viel

häufiger, und also geringer im Werthe ist als anderswo. Man muß daher ein Mittags- oder Abendessen, das in der übrigen Schweiz sammt dem Weine einen Gulden oder funfzehn Batzen kostet, in Genf mit zwanzig Batzen oder einem kleinen Thaler bezahlen. In eben diesem Verhältnisse steigen auch die Forderungen von Miethlakayen, Miethkutschern, Friseurs u. s. w. Nur allein das Fuhrlohn der Genferkutscher ist alsdann, wenn man sie auf eine oder mehrere Tagreisen miethet, mit dem in der übrigen Schweiz gewöhnlich einerley.

Bis jetzt haben wir uns noch in keiner Stadt aufgehalten, wo der Ab- und Zufluß von Fremden so groß, und die Gesellschaft an der Wirthstafel so abwechselnd als in Genf gewesen wäre. Fast in jeder Stunde des Tages gehen Reisende ab und kommen welche wieder an, und selbst alsdann, wenn die Table d'hôte nur wenig besetzt ist, finden sich doch gewöhnlich Menschen aus vier bis fünf verschiedenen Völkern beysammen, nähmlich Schweizer, Deutsche, Franzosen, Italiäner und Engländer, welche letztern am häufigsten ihre Weiber, oder Töchter, oder Mätressen bey sich haben. Wegen dieser mannigfaltigen und sich so oft verändernden Tischgesellschaft habe ich im

und vorzüglich die Sinesen, und ihre Künste im Lobrednertone der Jesuiten erhob. Der schwarze Ritter nahm jetzt Kinder in Pension, und auch das Mädchen, das er bey sich hatte, eine kleine geistreiche Schwäbinn, die noch kein Wort Französisch verstand, war ihm zur Erziehung übergeben worden.

Noch weit merkwürdiger als dieser Chevalier war mir eine piemontesische Marquisinn, die in unserm Gasthofe wohnte, und gewöhnlich außer Hause oder auf ihrem Zimmer speiste, aber einstens an einem Abende so spät von einem Spazierritte zurück kam, daß sie sich mit ihrer Freundinn an die Wirthstafel setzte. Die Marquisinn, eine junge schöne und blonde Dame, ging nicht bloß in gewöhnlichem Reitkleide, sondern trug männliche Beinkleider, die von so dünnem Zeuge waren, daß sie an einer Mannsperson höchst unehrbar gewesen wären. Als sie sich niedergelassen hatte, nahm sie ihren Hut ab, fing gleich mit ihren Nachbarn auf die vertraulichste Art zu reden an, lehnte sich über den Tisch, musterte nicht bloß die ganze Gesellschaft, sondern untersuchte eine jede Person, besonders Frauenzimmer, so anhaltend, daß sie ihre Augen nicht aufzuschlagen wagten, und ließ sich in allen unweiblichen Unverschämtheiten weder durch

Lachen, noch durch unwillige Gegenblicke irre machen. Vornehme Weiber von einer solchen Frechheit kannte ich bisher nur aus Schilderungen französischer Schriftsteller, und nie hätte ich geglaubt, daß es dergleichen auch außer Frankreich, am wenigsten aber daß es solche in Italien gebe.

Lausanne, am 4. Sept.

Gestern früh um sechs Uhr fuhren wir in der Absicht von Genf weg, um den nächsten Weg nach Yverdon zu nehmen. In Nyon hörten wir aber, daß der Großfürst mit seiner Gemahlinn heute in Lausanne ankommen würde, und wir faßten also gleich den Entschluß, um dieser durchlauchtigen Personen willen, die diesen Nachmittag erwartet werden, einen kleinen Umweg über Lausanne zu machen. Der Rückweg von Genf bis Morges gefiel uns besser als der Hinweg, weil wir fast immer Berg ab fuhren, und eben deßwegen weitere Aussichten erhielten. In Nyon besahen wir außer einigen andern römischen Alterthümern, die angebliche Statüe Cäsars in einem alten Thurme, die ich aber ohne Bedenken für die Statüe eines Bischofs oder vornehmen Geistlichen

Gasthofe in Genf mehr merkwürdige Menschen gesehen, und angenehme Bekanntschaften gemacht als an irgend einem andern Orte. Zu den letztern rechne ich vorzüglich die des Sohnes eines vornehmen englischen Geistlichen, der eben so lange als wir in Genf blieb, und viel gebildeter und vorbereiteter war, als junge Engländer zu seyn pflegen, welche die große Tour durch Europa machen. Von ihm hörte ich unter andern interessanten Nachrichten, daß der Luxus in seinem Vaterlande, theils wegen der größern Auflagen, noch mehr aber wegen der abnehmenden Handlung und Gewerbe sich um vieles gemindert habe. Man halte nur die Hälfte von Bedienten, die man sonst gefüttert habe, und keiner gebe jetzt wie vormahls Gastmahle, die zwey bis drey tausend Pfund Sterling kosteten. Wie ungeheuer aber die Prachtliebe und Verschwendung der Großen in England noch vor kurzem gewesen sey, sagte dieser Reisende ferner zu mir, könnte ich aus folgendem schließen: daß ein irländischer Graf bloß für den Kutschersitz an seinem Wagen fünf hundert Guineen bezahlt, und daß die vornehmen jungen Engländer die Erlaubniß, alle Morgen nach dem Spazierritte in den Obstbuden im Park welches und so

vieles Obst, als sie nur wollten, essen zu dürfen, um 200 Guineen erkauft hätten. Übrigens sey es allgemein bekannt, daß man in London fast das ganze Jahr durch die kostbarsten ausländischen Früchte ziehe und feil habe, und daß die Engländer, wie in den übrigen Theilen der Gartenkunst, also auch in der Kunst seltene Früchte zu ziehen, alle europäischen Nationen überträfen.

Zu den wunderbaren Erscheinungen, die uns an der Wirthstafel in Genf vorkamen, gehörte zuerst ein kleiner schwarzrockiger Mann, mit einer großen Perücke, der ein Landpfarrer zu seyn schien, und dessen Frau oder Begleiterinn so wohl als ein Kind, das er bey sich hatte, so schlecht gekleidet waren, daß ein jeder sich wunderte, wie diese Personen sich in unsern Gasthof verirrt hätten. So bald aber diese Fremden sich gesetzt hatten, merkte man bald, daß sie nicht zum ersten Mahle in guter Gesellschaft speisten, und kurz nachher entdeckte sichs, daß Monsieur le Chevalier, so nannte sich der Fremde, dans les quatre parties du monde gereist, und sich lange selbst in Japan und Sina aufgehalten hätte. Monsieur le Chevalier war aber nichts desto weniger ein gemeiner Beobachter, indem er die Japaner,

und vorzüglich die Sinesen, und ihre Künste im Lobrednertone der Jesuiten erhob. Der schwarze Ritter nahm jetzt Kinder in Pension, und auch das Mädchen, das er bey sich hatte, eine kleine geistreiche Schwäbinn, die noch kein Wort Französisch verstand, war ihm zur Erziehung übergeben worden.

Noch weit merkwürdiger als dieser Chevalier war mir eine piemontesische Marquisinn, die in unserm Gasthofe wohnte, und gewöhnlich außer Hause oder auf ihrem Zimmer speiste, aber einstens an einem Abende so spät von einem Spazierritte zurück kam, daß sie sich mit ihrer Freundinn an die Wirthstafel setzte. Die Marquisinn, eine junge schöne und blonde Dame, ging nicht bloß in gewöhnlichem Reitkleide, sondern trug männliche Beinkleider, die von so dünnem Zeuge waren, daß sie an einer Mannsperson höchst unehrbar gewesen wären. Als sie sich niedergelassen hatte, nahm sie ihren Hut ab, fing gleich mit ihren Nachbarn auf die vertraulichste Art zu reden an, lehnte sich über den Tisch, musterte nicht bloß die ganze Gesellschaft, sondern untersuchte eine jede Person, besonders Frauenzimmer, so anhaltend, daß sie ihre Augen nicht aufzuschlagen wagten, und ließ sich in allen unweiblichen Unverschämtheiten weder durch

Lachen, noch durch unwillige Gegenblicke irre machen. Vornehme Weiber von einer solchen Frechheit kannte ich bisher nur aus Schilderungen französischer Schriftsteller, und nie hätte ich geglaubt, daß es dergleichen auch außer Frankreich, am wenigsten aber daß es solche in Italien gebe.

Lausanne, am 4. Sept.

Gestern früh um sechs Uhr fuhren wir in der Absicht von Genf weg, um den nächsten Weg nach Yverdon zu nehmen. In Nyon hörten wir aber, daß der Großfürst mit seiner Gemahlinn heute in Lausanne ankommen würde, und wir faßten also gleich den Entschluß, um dieser durchlauchtigen Personen willen, die diesen Nachmittag erwartet werden, einen kleinen Umweg über Lausanne zu machen. Der Rückweg von Genf bis Morges gefiel uns besser als der Hinweg, weil wir fast immer Berg ab fuhren, und eben deßwegen weitere Aussichten erhielten. In Nyon besahen wir außer einigen andern römischen Alterthümern, die angebliche Statüe Cäsars in einem alten Thurme, die ich aber ohne Bedenken für die Statüe eines Bischofs oder vornehmen Geistlichen

erklären würde. Die Platteforme oder öffentliche Promenade auf einer Anhöhe hinter der Stadt beherrscht eine reiche und weitläuftige Landschaft, die wir aber nicht recht genießen konnten, weil die Luft bald nach Mittage noch zu schimmernd, und zu sehr mit feinen Dünsten angefüllt war. Wir trösteten uns damit, daß wir eine ähnliche und noch viel größere Aussicht von Aubonne haben würden, welche Stadt ich wegen des berühmten Prospects zu besuchen mir vorgenommen hatte. Es erregt allerdings ein günstiges Vorurtheil, wenn ein Reisender, wie Tavernier, der fast alle Reiche in Europa und Asien sechs Mahl gesehen, und 60000 Meilen allein zu Lande gemacht hatte, wenn dieser gestand, daß er, eine einzige Gegend in Armenien ausgenommen *), auf der gan-

*) Diese Gegend war die in der Nachbarschaft von Erivan und dem berühmten Kloster les trois eglises genannt in Armenien; siehe Taverniers Reisebeschreib. I. S. 16, 17. deutscher Übers. Umständlicher als Tavernier schilderte diese herrliche Gegend, die eigentlich schon in Medien liegt, Tournefort I. p. 141, 151. Man vergleiche auch Chardin I. p. 213, 214. Erivan, oder wie Chardin schreibt, Irivan, liegt unter 41° 15′ nördl. Breite.

zen Erde keine Aussicht gefunden habe, die mit der von Aubonne zu vergleichen sey, weßwegen er auch die Baronie, die jetzt dem Kanton Bern gehört, an sich kaufte. Ungeachtet der Weg nach Aubonne gar nicht beschwerlich war, so liegt doch diese Stadt so hoch am Jura, daß wir wenigstens eine Stunde von der großen Straße an fahren mußten, ehe wir sie erreichten. Schon auf diesem Wege hatten wir Gelegenheit uns zu überzeugen, daß man das Pays de Vaud mit Recht wegen der vortrefflichen Aussichten preise, daß man aber auch, um diese Aussichten zu entdecken, nothwendig die Hauptstraße verlassen, und den Jura bis zu solchen Höhen hinan steigen oder hinan fahren müsse, als auf welcher Aubonne und die meisten Landsitze liegen. Erst auf diesem Wege entdeckten wir die unübersehlichen Weinberge, in welchen der treffliche Vin de la côte gebaut wird, und von denen man von der Landstraße wenig oder gar nichts wahrnimmt. Von Aubonne aus stiegen wir noch fast eine kleine halbe Stunde Berg an, bis wir in den Garten oder auf die Terrasse vor einem schönen Landsitze kamen, der, wenn ich nicht irre, einem Herrn Fischer von Bern gehört. Wir waren so glücklich, gestern nicht nur einen heitern Tag, sondern

auch die vortheilhafteste Tageszeit zu treffen, in welcher man allein weite Aussichten recht genießen kann; denn es war eben sechs Uhr, als wir vor der Campagne des Herrn Fischer anlangten. Hier eröffnete sich uns auf ein Mahl eine Landschaft, die nicht nur alles ohne Vergleichung übertraf, was wir bis dahin gesehen hatten, sondern auch ein Stück von einer ganz andern Erde oder Natur zu seyn schien, ungeachtet wir die meisten Gegenstände, die sich uns darboten, schon oft einzeln mit Vergnügen und Bewunderung betrachtet hatten. Unter uns und an den beiden Ufern des Sees, die wir an der linken Seite bis Vevay, und an der andern bis nahe gegen Genf in einer Strecke von zehn bis zwölf Stunden übersehen konnten, (und auch Genf würden wir erreichet haben, wenn nicht ein dünner Herbstnebel die äußersten Buchten des Sees bedeckt hätte,) lag eine zahllose Menge von Städten, Flecken, Dörfern und Pallästen, von Weinbergen, Hainen und Wäldern, von Wiesen, Gärten und Fluren in unendlich mannigfaltigen Schattirungen, Formen und Gruppen ausgebreitet. Diese Landschaft, deren einzelne Schönheiten man in ganzen Wochen vielleicht kaum erschöpfen oder heraus heben und unterscheiden könnte, wurde durch den

schönen See begrenzt, den wir nie so ruhig und fast in seiner ganzen Ausdehnung, wie jetzt, gesehen hatten. Das entgegengesetzte savoyische Ufer mit seinen Städten, Dörfern und Felsen erschien uns viel näher und deutlicher als sonst, und hinter den Felsen erhob sich der majestätische Montblanc mit vielen andern gewaltigen Schneebergen, die wir fast bis an ihre Füße herab mit den Augen messen konnten. Der Montblanc schimmerte so prächtig, als ich jemahls Schneeberge gesehen hatte, in den rosenfarbenen Strahlen der Abendsonne; seine Nachbarn glänzten weniger, allein sie zeigten dagegen andere furchtbare Schönheiten, welche durch das helle Sonnenlicht nicht wenig gehoben und herbey gezogen wurden. Einige von ihnen waren so steil, daß an ihren senkrechten Wänden kein Schnee haften, und sich nur an ihren mittlern Höhen kleine schmutziggelbe Gletscher halten konnten. Andere waren zwar auf ihren obersten etwas flachen Spitzen mit Schnee bedeckt; allein nicht weit von diesen Spitzen waren sie auf ein Mahl bis zu solchen unermeßlichen Tiefen abgeschnitten, daß man über diesen Abgründen kaum mit einem schüchternen Blicke zu schweben wagte. Der Montblanc und die übrigen Berge behielten über eine Stunde nach dem

Untergange der Sonne, und lange nachdem der rosenfarbene Glanz verschwunden war, einen weißlichen Schimmer, den man durch die Finsterniß der Nacht sehr deutlich wahrnehmen, und woran man ihre Häupter von dem dunkeln Firmamente unterscheiden konnte: eine Erscheinung, die ich sonst noch niemahls beobachtet hatte. Wir kamen erst um halb neun Uhr in Morges an, und fanden à la Couronne so gute Zimmer, Betten und Tisch, als wir außer Lausanne und Bex in der französischen Schweiz nicht angetroffen hatten.

Die fruchtbare Gegend zwischen Morges und Lausanne gefiel uns das zweyte Mahl weniger als das erste Mahl, nicht nur weil unsere Fantasie sich noch mit der gestrigen Aussicht beschäftigte, sondern weil man von Morges bis Lausanne fast immer Berg an fährt, und also eingeschränktere Aussichten hat, als wenn man von Lausanne nach Morges reist. Die bescheidenen Landsitze der Lausanner hingegen sah ich jetzt mit größerm Vergnügen, da ich sie mit den prächtigern Pallästen der Genfer vergleichen konnte. Die fruchtbaren mit Obstbäumen besetzten Wiesen und die reichen Weinberge, zwischen welchen jene liegen, und die meistens mit lebendigen Hecken eingefaßt sind, machten

auf mich einen angenehmern Eindruck als die Palläste und unfruchtbaren Gärten der Genfer, die fast alle mit unersteiglichen klosterartigen Mauern eingeschlossen und gegen den Mitgenuß und die Augen anderer Menschen verwahrt sind.

Yverdon, am 5. Sept.

Der Großfürst und seine Gemahlinn, die von ihrer Schwester und deren Gemahl begleitet wurden, kamen gestern Abends erst gegen acht Uhr an, und traten in eben dem Gasthofe ab, in welchem ich die ersten Mahle, und auch jetzt wieder wohnte. Bey der Ankunft der durchlauchtigen Reisenden gaben die Einwohner von Lausanne ein Beyspiel von Bescheidenheit, dergleichen ich noch niemahls erlebt habe; denn, ungeachtet Vornehme und Geringe fast den ganzen Nachmittag mit Ungeduld gewartet hatten, und weder an dem Eingange des Gasthofes noch vor den Zimmern Wachen standen (denn es liegen in Lausanne so wenig als in den übrigen Städten der Schweiz, Genf, Basel, Zürch und Bern ausgenommen, Stadtwachen); so wurde doch weder der Eingang des Hauses beengt, noch die Treppen und

Vorzimmer mit Menschen angefüllt, welches in Deutschland und andern Städten der Schweiz auch bey verdoppelten Wachen nicht unterblieben ist. Es kamen freylich einzelne Herren und Damen, nachdem die russischen Herrschaften ausgestiegen waren, entweder um ihnen aufzuwarten oder um sie zu sehen; allein beide waren viel weniger zudringlich und lästig, als ich in ähnlichen Fällen gesehen habe. Wir sahen den Großfürsten und die Großfürstinn nicht nur gestern Abends, sondern auch diesen Morgen, da sie in einem offenen Wagen nach Aubonne fuhren. Gleich nach ihrer Abreise machten wir uns auch auf den Weg nach Yverdon, der bis nach Tscherlitz oder Echalens fast immer Berg an geht, und bis eine halbe Stunde vor Yverdon ungemacht ist, weil die Vogteyen, durch welche er läuft, nicht Bern allein, sondern diesem Kanton gemeinschaftlich mit dem Kanton Freyburg gehören, und der erstere also keine kostbare Unternehmungen ohne Einwilligung des letztern anfangen und ausführen kann. Der Boden zwischen Lausanne und Yverdon scheint eben so unfruchtbar, als die Gegenden traurig, besonders denen sind, welche mehrere Wochen in der Nachbarschaft des Genfersees zugebracht, und Aubonne und Lausanne erst kürzlich verlassen haben. Die

Dörfer sind nur selten, und noch unreinlicher und armseliger als in dem Theile der französischen Schweiz, aus welchem wir herkamen. Auf der ganzen Reise fanden wir nichts Merkwürdiges als das romantische Bergschloß St. Barthelemi, das dem Grafen d'Afry aus Freyburg gehört, und dann ein Monument, welches nicht nur das einzige, sondern auch das erste in seiner Art ist, welches jemahls ist errichtet worden. Nicht weit vor Tscherlitz nähmlich steht an der rechten Seite der Straße ein prächtiger marmorner Obelisk, der etwa fünf und zwanzig bis dreyßig Schuh hoch seyn mag. Ein solches Denkmahl mußte nothwendig an einem Orte, wo man kein Grabmahl erwarten konnte, unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen, und wie groß war daher nicht unser Erstaunen, als wir auf den vier Seiten dieser eben so edlen als einfachen Säule in vier Sprachen, der deutschen, lateinischen, englischen und französischen, die Worte fanden: Alle Völker lobet den Herrn. Außer diesen Worten steht man an der ganzen Pyramide nichts als das Familienwapen ihres Errichters, des eben genannten Comte d'Afry, der, wenn ich nicht irre, Maréchal de Camp in französischen Diensten ist. Der Platz, auf welchem die Säule steht, ist rund herum in der

Entfernung von mehreren Schuhen als eine heilige Stätte mit Ketten eingeschlossen, die wieder an kleinere Obelisken oder Säulen von Granit befestiget sind. Wir wurden von diesem der Gottheit geweihten Denkmahle eben so sehr gerührt als überrascht: gerührt, wenn wir bedachten, daß sein Stifter nicht nur ein vornehmer Mann, sondern auch ein französischer Offizier, und noch dazu aus einem Lande sey, dessen Einwohner in der ganzen Schweiz wegen ihrer übertriebenen Frömmeley und Möncherey berüchtigt sind: überrascht, weil der Gedanke uns eben so neu war, als er uns natürlich schien, so bald wir ihn ausgeführt sahen. Denn, ist es nicht in der That zu verwundern, daß bisher noch niemand auf den Einfall kam, dem einzigen wahren Gotte irgend ein Denkmahl zur Erweckung echter Andacht zu errichten, da man so vielen verdächtigen oder doch immer sterblichen und gebrechlichen Heiligen unzählige Kapellen und andere Monumente errichtet hat? Ich bedauerte nichts mehr, als daß ein Werk, welches mich mehr von der Erde erhob, als alle die Predigten, die ich zwischen Lausanne und Yverdon hätte hören können, nicht an einer mehr besuchten Straße aufgeführt worden sey.

Wir kamen hier noch vor vier Uhr, also

gerade um die Zeit an, als an dem großen Buß- und Bettage der Gottesdienst geendigt war, und alle Familien zu Tische gingen. Dieß ist der Grund, warum wir unsere Empfehlungsschreiben an die Herren Felice und Bertrand, deren Nahmen auch in Deutschland berühmt sind, nicht übergaben, weil wir diese Herren und ihre Familien zur Unzeit überfallen hätten. Wir brachten daher den Rest des Tages damit zu, die Stadt so wohl als die umliegenden Gegenden zu besehen. Die erstere fanden wir viel schöner als die letztern. Yverdon besteht außer einer niedlichen Vorstadt, die sehr viel Ähnlichkeit mit Nidau hat, aber noch neuer und besser bebaut ist, aus drey fast geraden und geräumigen Straßen, die gegen das nach Neufchatel hingekehrte Thor zusammen laufen. Die Häuser sind nicht prächtig, aber regelmäßig und ähnlich, aber nicht gleich oder durchaus einförmig. Die große Allee von Kastanienbäumen würde viel schöner seyn, wenn man nicht an der rechten Seite auf die alte Stadtmauer, und links auf eine sumpfige, mit unfruchtbarem Schilfe oder Binsen bewachsene Wiese sähe, die dem Ansehen und der Sage nach ein Geschenk des zurückgetretenen Sees ist, von welchem sie noch oft überschwemmt und mit stinkenden

Pfützen angefüllt wird. Eben diese Wiese wird die Lage der Stadt nicht nur verschönern, sondern auch gesunder machen, wenn sie dereinst mehr wird erhöht und gänzlich ausgetrocknet, und die darauf gepflanzten Bäume ihr gehöriges Alter erreichen werden. Von der großen Promenade läuft eine andere Allee von prächtigen Pappeln nach dem See zu; allein diese wird so wenig besucht, daß sie mit hohem Grase bewachsen war. Der Neuenburgersee machte hier bey seinem Anfange viel weniger Eindruck, als er das erste Mahl an seinem Ende, wo die Zihl aus ihm heraus fließt, auf uns gemacht hatte. Man entdeckt an seinen beiden Ufern, so weit man sie übersehen kann, weder reiche Fluren, noch Weinberge, oder schöne Landhäuser und merkwürdige Örter, die Stadt Grandson mit ihrem Schlosse ausgenommen. Überhaupt zeigen sich um Yverdon herum eben so viele Zeichen einer kargen Natur, und viel weniger Spuren einer verschönernden Kunst als um Genf; doch hat die erstere Stadt darin einen großen Vortheil über die letztere, daß sie außer den beiden angeführten Spaziergängen mit viel mehr schattenreichen Gängen und Wegen umgeben ist. In Yverdon wohnen einige sehr reiche Familien, unter welchen vielleicht nur Herr

Felice allein durch seinen unternehmenden Geist in der Stadt selbst, die übrigen aber in Surinam oder doch außer der Schweiz ihr Glück gemacht haben. Wenn man die Lage der Stadt und der umliegenden Gegenden kennt, so erwartet man keinen sehr beträchtlichen Handel; doch rüstet man von Zeit zu Zeit bedeckte Barken nach Holland aus, die über den Neuenburger- und Bielersee in die Zihl, und aus dieser in die Aar und den Rhein fahren.

Nidau am 9. Sept.

Gestern Abends kamen wir wieder glücklich bey unsern lieben nidauischen Freunden mit den Gedanken an, daß wir nun nicht eher wieder als nach Basel und Deutschland aufbrechen werden. Weil wir aber hörten, daß man dem Großfürsten und dem Herzoge von Glocester zu Ehren einen großen Bal in Bern geben werde, so haben wir uns vorgenommen, schon morgen früh wieder nach Bern zu reisen, indem wir hoffen können, daß wir bey dieser Gelegenheit alles, was in dieser Stadt schön und merkwürdig ist, beysammen sehen werden. Meine kurze Ruhezeit weiß ich nicht angenehmer anzu-

wenden, als daß ich Ihnen den Rest meiner Reise durch die französische Schweiz beschreibe.

Wir fuhren am 6. Sept. an dem heitersten Frühlingsmorgen von Yverdon ab. Die Strecke zwischen dieser Stadt und Grandson, die nur eine halbe Stunde davon entfernt ist, scheint den Fleiß ihrer Bebauer nur sehr mäßig zu belohnen; der Jura aber, den man vor sich hat, bietet mancherley anziehende Schauspiele dar. Am mahlerischsten zeigten sich die gelben abgemähten Felder, die man in gewaltigen Höhen wahrnahm, und dann die einzelnen zerstreuten Häuser, so wohl an den Seiten, als fast auf dem Rücken des Berges, die in der Ferne wie kleine weiße Punkte erschienen. Grandson ist ein dünn bevölkerter, schlecht bebauter und schmutziger Ort, wie alle übrigen Städte und Flecken, die zwischen Lausanne und Neufchatel liegen. Das Schloß von Grandson ist noch in eben dem Zustande, in welchem es von Karl von Burgund belagert und eingenommen wurde. Es ist kaum begreiflich, wie dieser Fürst das kleine Schloß mit den vier bis fünfhundert Kanonen, die er bey sich hatte, nicht gleich im ersten Anlaufe einnahm, ohne verrätherische oder doch unerlaubte Künste brauchen zu dürfen. So bald wir außer

der Stadt waren, stieg ich aus dem Wagen, und suchte das Schlachtfeld, wo Karl der Kühne 1476 die erste zwar nicht sehr blutige, aber desto schimpflichere Niederlage litt. Ich konnte aber in der Strecke von einer guten halben Stunde Weges durchaus keinen Platz finden, wo zwey Heere sich nur hätten lagern, geschweige bewegen und fechten können; denn der steile Jura rückt hier so nahe an den See hinan, daß kaum für eine schmale Landstraße Raum genug übrig bleibt. Auch war das feste und vermuthlich unüberwindliche Lager der Burgunder auf dem Gefilde, das sich eine halbe Stunde von der Stadt nach Vaumarcus hin ausbreitet, und allem Ansehen nach würde Karl dieß Mahl nicht überwunden worden seyn, wenn er nicht wider den Rath aller verständigen Krieger den Schweizern in dem engen Wege nach Grandson zu entgegen gerückt wäre. In diesem engen Wege, der ein Heer von hundert tausend einem Häuflein von tausend gleich macht, wurde die erste burgundische Schlachtordnung von dem Vortruppe der Schweizer, der aus funfzehn hundert Mann bestand, angegriffen und übern Haufen geworfen. Die Flüchtlinge stürzten sich voll Schrecken auf ihre nachrückenden Brüder: alles gerieth in Unordnung, und nun suchten

nicht bloß gemeine, sondern auch eine ganze Schaar von Fürsten, die um Karls Tochter und deren reiche Erbschaft buhlten, sich mit der Flucht zu retten. Die Schlacht bey Grandson ist viel weniger merkwürdig durch den Verlust, den Karl der Kühne litt, als durch die unermeßliche Beute, welche die Schweizer machten, und die schrecklichen Einflüsse, welche diese Beute auf die Sitten der Sieger hatte. Fast von dem Tage dieses Sieges an hörten die Schweizer auf, das einfältige, harte, genau verbundene, den Gesetzen und der Obrigkeit gehorchende, und für Freyheit und Vaterland streitende Volk zu seyn, das sie bisher gewesen waren. So bald sie die Süßigkeit der burgundischen Beute gekostet hatten, verließen sie Vaterland, Weib und Kinder, Felder und Alpen, um fremden Herren zu dienen, und sich vom fremden Raube zu nähren. Sie verachteten die Stimme der Gesetze und ihrer Obern, die sie von dem verderblichen Reislaufen zurück halten wollten, verkauften ihre Stimmen im Rathe und ihren Arm im Felde, und verfielen in innere Zwistigkeiten, die beynahe in bürgerliche Kriege ausgebrochen wären.

Die Gegend zwischen Grandson und Concise, einem kleinen niedlichen bernischen Dor-

se, ist so schön, als ich keine zwischen Lausanne und Genf nahe am See gefunden habe. Man fährt nicht wie zwischen den beiden eben genannten Städten an dem niedrigen Ufer des Sees, sondern auf einem hohen und breiten Fuße des Jura, wo man nach allen Seiten hin eine freye Aussicht hat. An der rechten Hand hatten wir entweder Weinberge, oder mit Obstbäumen besetzte Wiesen, oder Fruchtfelder, die sich nach dem See hinab senkten, und dann den prächtigen, sich immer erweiternden See, der in der Mitte, wo er von der Sonne erleuchtet wurde, einem Feuermeere ähnlich sah, und an den beiden Seiten das Bild des heitern blauen Himmels zurück warf. An der linken Hand sahen wir dieselbige Mischung von Feldern, Wiesen und Äckern nur in größern Maßen, durch Häuser und Dörfer erhöht, und mit dem nirgends ganz wilden Jura begrenzt. Wir langten noch vor Mittage bey dem Schlosse Vaumarcus an, wohin wir von dem jetzigen Besitzer, Baron von Büren, ernanntem Landvogte von Nidau eingeladen worden waren. Dieß Schloß liegt auf einer beträchtlichen Anhöhe des Jura, und vereinigt das Ehrwürdige eines alten Rittersitzes mit allen Bequemlichkeiten, welche die neuere Baukunst erfunden

hat. Ich glaube kaum, daß es aus irgend einem andern Schlosse oder Dorfe an den gleich fruchtbaren und romantischen Ufern des Neuenburgersees eine weitere und prächtigere Aussicht gibt als von Vaumarcus, wo man nicht nur beide Ufer des Sees, sondern auch eine unermeßliche Landschaft und Gebirgkette jenseit des Sees beherrscht. Hierzu kommt noch, daß diese Herrschaft mit den schönsten Weinbergen, bedeckten Gängen und Gärten umgeben ist, in welchen letztern die Bäume von dem schmackhaftesten Obste, das in diesem Jahre fast in ganz Europa äußerst selten ist, brechen wollten. Alle diese Vorzüge und Verschönerungen hat die Baronie dem Geschmacke und der unermüdlichen Thätigkeit ihres jetzigen Besitzers zu danken, der sich, ungeachtet er viele Jahre in Holland diente, doch in kurzer Zeit der ländlichen Haushaltungskunst in ihrem ganzen Umfange bemeistert hat. Wir waren so glücklich, auf Vaumarcus eine ausgesuchte Gesellschaft und in dieser auch Herrn Vernes aus Genf zu finden, den man mit den übrigen Chefs der Repräsentanten vorläufig verwiesen hat, und welchen ich in Neufchatel zu besuchen die Absicht hatte. Man hält Herrn Vernes für einen der ersten geistlichen Redner der Franzosen, und

eben dieses Lob bestätigten auch diejenigen, die ihn vor kurzem in diesen Gegenden predigen gehört hatten. Ungeachtet er ein Geistlicher und ein Mann von ungefähr sechzig Jahren ist, so ist er doch so lebhaft in Gesellschaften, und besonders so galant und aufmerksam gegen Frauenzimmer, daß ich ihn eher für einen parisischen Abbé als für einen Genferprediger gehalten hätte. Er redete vortrefflich über die Angelegenheiten seiner Vaterstadt, und hielt, wie ich zum voraus vermuthete, die unblutige Übergabe von Genf für das einzige Mittel, die Bürgerschaft von einem gänzlichen Untergange zu erretten.

Der Weg von Baumarcus nach Neufchatel ist Anfangs schlecht und die Aussicht wegen der Nähe des Jura eingeschränkt; allein bald nachher zieht sich der Berg zurück, und es entsteht zwischen ihm und dem See ein so herrlicher Vorgrund, als man nahe am Genfersee vergeblich suchen würde. Die Straße läuft eine Zeitlang über den Rücken eines Hügels, von welchem man an beiden Seiten in herrlich bebaute und mit Dörfern angefüllte Thäler hinab sieht; nur wird hin und wieder die Aussicht auf den See durch aufgeworfene Anhöhen verschlossen. Wir kamen erst gegen

neun Uhr in Neufchatel an, und fanden an der Wirthstafel außer einigen Fremden, die wir schon anderswo gesehen hatten, den französischen Grafen — —, der einige vortreffliche Sachen geschrieben, aber wegen der Entführung eines vornehmen Frauenzimmers lange in Vincennes gesessen hat. In meinem Leben habe ich keinen Franzosen gefunden, der seine Muttersprache so schön, und mit einer so unglaublichen Fertigkeit geredet und die Schweiz so genau gekannt hätte als dieser.

Weil wir an dem folgenden Tage eine eben so schöne Witterung hoffen konnten, als wir die letzten Tage gehabt hatten, so entschlossen wir uns, am nächsten Morgen früh ins Val de Travers zu reisen. Der Weg dahin ist fast eine ganze Stunde derselbige mit dem, welchen wir nach Locle genommen hatten. Nachdem er sich aber von dem letztern getrennt hat, geht er eine Zeitlang auf einer unfruchtbaren Bergfläche fort, wo man rechts noch Reben und Kornfelder, und links eine unbegrenzte Aussicht auf alle die Thäler, Städte und Dörfer hat, durch welche wir den Tag vorher gekommen waren. Von dieser Ebene kommt man in einen großen Tannenwald, durch welchen noch immer der See durchschimmert, und aus

diesem Walde fährt man in das enge Bergthal ein, welches in das eigentliche Val de Travers führt. In diesem Thale ist man zwischen zwey hohen Ketten des Jura eingeschlossen, unter welchen die rechte viel kahler und abgeschnittener als die linke ist. Der schön gemachte Weg läuft immer an dem rechten Bergarme fort, der meistens aus dünnen Lagen von Schiefern besteht, und an einer Stelle um des Weges willen bis zu einer Höhe von mehrern hundert Schuhen senkrecht abgeschnitten ist. An der linken Seite des Weges ist ein fürchterlich tiefer Grund, der von der Reuze durchströmt, und wegen seiner Tiefe oft vom Wege so bedeckt wird, daß man ihn aus dem Wagen nicht sehen kann. So wohl in diesem Grunde, als an dem Abhange der linken waldigen Bergkette finden sich viele einzelne Wohnungen, welche diese sonst einsame und düstere Gegend beleben. Einige Stunden vor Couvet erweitert sich das Thal, und man sieht an beiden Ufern der Reuze, die hier sanft und ruhig fließt, schöne Wiesen und Felder, die sich bis an die Füße der Gebirge hinziehen. Wie hoch dieses Thal liege, können Sie daraus abnehmen, daß man jetzt erst Gerste und andere Getreidearten erntete. Gegen Couvet hin wird das Thal

wieder enge und weniger anmuthig; noch mehr verliert es gegen Moitiers Travers, wo wir Rousseaus ehemahlige Wohnung besahen, am meisten aber in der Nachbarschaft von Fleurier, Boveresse und andern kleinern Orten, die gegen das Ende des ganzen Thals liegen, und mit schlechten sumpfigen Wiesen umgeben sind. Man beschuldigt die Einwohner des Val de Travers, daß sie über ihren künstlichen Arbeiten ihre Wiesen und Felder vernachlässigen, daß sie keine Bäume und Wälder anpflanzen, und keine Kanäle ziehen, um ihre Wiesen entweder zu wässern oder auszutrocknen. Couvet ist viel schöner bebaut als Moitiers und die übrigen Dörfer. Es finden sich hier wie in Locle und la Chaux de Fonds viele Hunderte von Uhrmachern, Spitzenwirkerinnen und andern künstlichen Arbeitern; allein jetzt gibt es hier keinen Erfinder, der den Droz gleich käme. Man hält die Luft in Couvet für die gesundeste in der ganzen Schweiz und es wohnten auch in dem Gasthofe, wo wir abtraten, einige kränkliche Personen, die um der Luft willen herauf gereist waren. Ich zweifle aber, ob sie besser oder nur so gut als in andern hohen Bergthälern des Jura sey, weil verschiedene der benachbarten Gegenden sumpfig sind.

Die kühnen Mühlen, die über einem fürchterlichen Abgrunde mit eisernen Krampen in zwey Felsen befestigt sind, zwischen welchen sich ein gewaltiger Bach herab stürzt, konnten wir wegen der entsetzlichen Hitze nicht besehen, weil wir über anderthalb Stunden hätten steigen müssen. Es reuet mich zwar nicht, daß ich das Val de Travers besucht habe; allein, wenn sie meine Beschreibung desselben mit der von Locle und la Chaux de Fonds vergleichen wollen, so werden Sie bald merken, daß die beiden ersten Örter mir weniger als der Geburtsort von den beiden Droz gefallen haben. Auch auf dieser Reise fanden wir, daß die Reinlichkeit immer mit der höhern Lage der Örter zunahm, welches uns um desto mehr auffiel, da wir den Tag vorher in den Städten und Flecken zwischen Yverdon und Neufchatel Ackergeräth, Holz und Dünger unordentlich vor den Häusern und an der Straße durch einander geworfen gesehen hatten.

Gestern Morgens besuchte ich Herrn Vernes, und unterhielt mich mit ihm über die letzten Unfälle und über die gegenwärtige Lage seiner Vaterstadt. Unerachtet er nicht zurückhaltend war, so schien er mir doch viel vorsichtiger in seinen Urtheilen und

viel billiger gegen Bern als die übrigen Repräsentanten, die ich hatte kennen lernen. Als ich von Herrn Vernes zurück kam, ging ich an dem Hafen spazieren, und setzte mich eine Zeit lang auf die steinerne Mauer oder das Bollwerk, welches man gegen den See aufgeführt hat, um mir die ganze Gegend noch ein Mahl recht tief einzuprägen. Ich besinne mich nicht, daß ich mich auf meiner ganzen Reise in einer Lage gefunden hätte, wo ich von allen mich umgebenden Gegenständen so sehr zu Empfindungen der Andacht und zur Erforschung meiner selbst eingeladen worden wäre. Ungeachtet ich an dem Hafen und dem Hauptspaziergange einer volkreichen und handelnden Stadt saß, so sah ich doch nirgends einen Menschen, der mich hätte zerstreuen können. Ich hörte dagegen so wohl aus der Stadt als aus entferntern Örtern am See das Geläute von Glocken und das Singen in den Kirchen, das mir niemahls rührender und feyerlicher war. Vor mir erblickte ich den ruhigen See, der in langsamen und regelmässigen Folgen kleine Wellen warf, und nur selten eine etwas größere Woge erhob, die dann einige Zolle weiter als die übrigen über die glatten Kiesel hinrollte.

Wir verließen Neufchatel gleich nach Ti-

sche, nahmen aber einen andern Weg nach Nidau, als durch welchen wir das erste Mahl gekommen waren. Wir fuhren nähmlich an dem Ufer des Bielersees fort, wo man meistens eine freye Aussicht auf den See und das mahlerische nördliche Ufer hat. Auf diesem Wege zeigt sich das Schloß Erlach, welches Aberli herrlich gezeichnet hat, in der Ferne am schönsten, und in dem Hafen der Stadt Erlach hat man einen der besten Prospecte auf alle die Städte und Flecken, welche an dem entgegengesetzten Ufer hergebaut sind. So bald man in das bernische Gebiet kommt, findet man nicht bloß Sprache, Bauart und Trachten anders, sondern man bemerkt auch gleich, um wie vieles der deutsche Schweizer ordentlicher und reinlicher in seiner Haushaltung ist als der französische. Die ganze Reise von Genf bis Nidau machte ich mit einem Genferkutscher, den ich Anfangs nur bis Yverdon bedungen hatte. Ich bezahlte ihm nicht bloß für die sechs Tage, während welcher er mich gefahren hatte, sondern auch für die drey Tage, die er brauchte, um wieder nach Genf zurück zu kommen.

Ich glaube meinen Brief nicht ohne Noth zu verlängern, wenn ich meinen bisherigen Nachrichten über die französische Schweiz noch einige Bemerkungen über die Gesinnungen

anhänge, welche man in diesen Gegenden über unsere Nation und Litteratur hegt.

In der französischen Schweiz, die den Bernern gehört, sind viele Personen, die das Deutsche, wenn es gesprochen wird, verstehen, und auch zur Noth etwas gebrochenes Deutsch reden können; allein sehr wenige, die deutsche Schriften zu lesen im Stande sind. Dergleichen Neugierige sind in Genf noch seltener, und ich glaube daher, daß unsere besten Schriftsteller und der Zustand unserer Wissenschaften und hohen Schulen in England und Paris bekannter als in der französischen Schweiz sind. Ungeachtet aber die französischen Schweizer und der größte Theil der Franzosen für uns Deutsche keine empfundene oder auf richtige Kenntniß unsers Werths gegründete Hochachtung haben können, so ist doch die estime sur parole, welche sie für die Deutschen haben, außerordentlich groß. Die Ursachen dieser guten Meinung, welche man jetzt in Frankreich und dem Pays de Vaud von den Deutschen gefaßt hat, sind vorzüglich die großen Thaten des Königs von Preußen, die von ihm vervollkommnete und von andern deutschen Fürsten nachgeahmte Kriegskunst, die auffallenden Verbesserungen, welche der römische Kaiser und die in Deutschland geborne russische

Kaiserinn in ihren Reichen gemacht haben, und noch immer fortsetzen, die unnachahmlichen Werke unserer Mahler, Tonkünstler und Kupferstecher, die sich in den größten Hauptstädten Europens niedergelassen haben, und endlich die allgemein anerkannten Verdienste unserer Ärzte, Chymiker und Mineralogen, deren Erfindungen und Beobachtungen von allen Ausländern genutzt oder doch gepriesen werden. Auch diejenigen Franzosen aber, die den Deutschen eben so viel Genie, und noch mehr Fleiß und Wissenschaft als ihrer eigenen Nation zugestehen, auch diese verbinden doch gemeiniglich mit der Idee eines Deutschen Nebenbegriffe von Ungeschliffenheit oder tölpischem Wesen. Man erzählt noch immer Beyspiele von deutscher Blödigkeit oder Stumpfsinne, von welchen der Himmel weiß, in welchem Zeitalter sie vorgefallen oder zuerst auf unsere Rechnung erdichtet worden sind. Selbst in meiner und mehrerer Deutschen Gegenwart sagte ein Professor in Lausanne, der mich zwar nicht kannte, aber nichts desto weniger in Deutschland für einen ungezogenen oder doch unvorsichtigen Mann gehalten worden wäre, von einem russischen Kurier, der auf die Fragen: wann der Großfürst oder die Großfürstinn ankommen würden, entweder gar nicht oder nicht

befriedigend antwortete: daß der Mann seinen Manieren nach nothwendig ein Deutscher seyn müsse. Da ich auf meiner letzten Reise so oft Veranlassung gehabt habe, Vergleichungen zwischen den Deutschen und andern Nationen anzustellen, so will ich Ihnen kürzlich die Resultate dieser Vergleichungen auch in der Absicht mittheilen, damit sie sich nicht ganz wieder aus meinem Gedächtnisse verlieren.

Die Deutschen waren von jeher eins der edelsten Völker, und wurden auch immer dafür anerkannt, und jetzt sind sie unstreitig das mächtigste unter allen Völkern, das, wenn es wie die Römer seine Kräfte zum Verderben von andern vereinigen wollte, die ganze Erde überwältigen könnte. Die Deutschen sind unter den großen Nationen die einzigen, die niemals ganz überwunden, noch viel weniger von andern beherrscht wurden, und eben deßwegen haben auch sie allein ihre alte Sprache unverdorben und unvermischt erhalten. Sie sind aber nicht bloß das einzige unüberwundene Volk, sondern auch dasjenige, welches alle erdbeherrschenden Völker unterjocht, oder doch in den entscheidendsten Schlachten besiegt hat. Germanische Völker unterwarfen sich Italien, Gallien, Britannien, Hispanien und Afrika, und ließen

sich als Eroberer in diesen Ländern nieder; die großen Siege, die sie über Tatarn, Saracenen und Türken erfochten haben, will ich nicht einmahl erwähnen. Kein anderes Volk hat so viele große Erfinder, nicht nur in den Wissenschaften, sondern auch in allen Künsten, Handwerkern und Hantierungen hervor gebracht als das unsrige, und nur in unserm Vaterlande sind alle die großen Erfindungen und Verbesserungen gemacht worden, die ganz Europa und dem größten Theile der übrigen Erde eine andere Gestalt, und den neuern Völkern ein so entschiedenes Übergewicht über die aufgeklärtesten unter den alten gegeben haben. Man denke hier nur an die Erfindung des Pulvers und der Buchdruckerey, an die Reformation, die in mehrern andern Ländern angefangen, aber nur in Deutschland ausgeführt wurde, und hiermit verbinde man die Erfindung der neuern Kriegskunst, die Umschaffung der kirchlichen Verfassung durch den Kaiser, die für andere Nationen wieder Beyspiel werden wird; die ächte Regierungskunst in monarchischen Staaten, die das Gegentheil der französischen und italiänischen ist, und die größte Macht des Fürsten durch das größte Glück der Unterthanen zu bewirken sucht; die Einführung einer heilsamen Staatsökonomie; die Entfer-

nung orientalischer Pracht und Stolzes von den Personen und Höfen großer Monarchen u. s. w. Kein anderes Volk hat so viele Jahrhunderte durch so viele, so langwierige und blutige Kriege in und außer seinen Grenzen geführt als die Deutschen, ohne durch diese Niederlagen und Siege gleich andern beständig kriegenden Nationen erschöpft und vernichtet zu werden. Wann sind wohl seit Heinrich dem Vogler und den Ottonen verderbliche Kriege in Europa geführt worden, in welchen nicht Deutschland verwickelt oder gar der Kampfplatz gewesen wäre? Von allen diesen Kriegen, und selbst von dem fürchterlichsten, dem dreyßigjährigen, hat sich Deutschland nicht nur in einigen Menschenaltern wieder erhohlt, sondern es scheint auch fast, als wenn diese beständigen Übungen seiner Kräfte seine innere Macht vermehrt hätten, da alle übrigen Völker, Perser, Griechen, Römer u. s. w. durch nicht so hartnäckige Kriege, und selbst durch ihre Siege in einem kürzern Zeitraume zu Grunde gerichtet wurden. In unsern Tagen ist kein Volk, welches die Aufmerksamkeit des Menschenkenners so sehr verdient, und von welchem man vermuthen muß, daß es in den nächsten Generationen eine glänzendere Rolle spielen werde. Keine andere Nation hat so große und auf-

geklärte Fürsten, so zahlreiche und tapfere Heere, so berühmte und erfahrne Helden, so weise und uneigennützige Staatsmänner, so genievolle Künstler und Gelehrte, einen so großen Schatz von nützlichen und wissenschaftlichen Kenntnissen, so vortreffliche Erziehungs- und Schulanstalten, so unverdorbene Sitten, so viele wahre Reichthümer und so wenig Schulden als die Deutschen. Unsere Fürstensöhne und Fürstentöchter herrschen auf den erhabensten Thronen in Europa; unsere Krieger fechten in allen Theilen der Erde; unsere Künstler, die in ihrem Vaterlande keine Aufmunterung und Belohnung finden, werden in Rom, Madrid und Paris belohnt und bewundert, und selbst die feinsten und künstlichsten Arbeiten in Uhren, Stahl u. s. w., die wir als englisch oder französisch bezahlen, werden in Paris und London von arbeitsamen und erfinderischen Deutschen verfertigt. Unsere Werke und Landsleute haben Rußland und die übrigen nordischen Reiche aufgeklärt und zu Mustern gedient; Deutsche haben in Italien Sitten, Aufklärung und Regierungskunst eingeführt, und Deutschland wird vielleicht noch bey unserm Leben die Schule und Lehrerinn eben der Nationen werden, von denen wir bisher lernten, und die jetzt unaufhaltsam zu fallen scheinen. Unser

Vaterland würde schon jetzt von den übrigen Nationen für das gehalten werden, was es wirklich ist, wenn nicht unsere Sprache so schwer, und mit denen der übrigen von den Römern überwundenen Völker so wenig verwandt wäre. Die großen deutschen Höfe sind fast die einzigen in Europa, deren Finanzen ordentlich und gewissenhaft verwaltet werden, und die entweder gar keine, oder doch keine drückende Schulden haben, um derentwillen sie ihre Unterthanen plündern müßten. Deutschland halte ich für dasjenige unter allen Ländern auf der Erde, in welchem sich die meisten wirklichen, nicht eingebildeten oder papiernen Reichthümer finden. Ich schließe dieses nicht nur aus den Summen, die allenthalben ausgeboten und zurück gezahlt werden, aus den sinkenden Zinsen, und den steigenden Preisen der Lebensmittel und unbeweglichen Güter, sondern auch aus andern Umständen. Denn wo findet sich sonst ein ungefähr eben so großes Land, das die Last von so zahllosen Heeren, von so vielen und glänzenden Höfen, von so vielen Festungen und Collegiis, von einem so zahlreichen Adel und einer so reichen Geistlichkeit ertragen könnte, ohne darunter zu erliegen? Deutschland hingegen scheint diese Lasten nicht einmahl zu fühlen, und wird mit jedem Tage

blühender. Ein grosses Glück für Deutschland ist es, daß es nicht einem einzigen Haupte unterworfen ist, daß es keine einzige Hauptstadt, keine Flotten und Besitzungen in den beiden Indien hat. Wenn wir ein Paris oder London hätten, so würden wir vielleicht eine glänzendere Oper und Komödie und noch größere Reichthümer in Gold und Silber besitzen als jetzt; allein wir würden allem Vermuthen nach schon lange an Generalpächter verkauft seyn, die Reichthümer der Nation würden sich schon in der Hauptstadt, und in dieser in wenigen Händen versammelt und ungeheuern Luxus und Verderbniß der Sitten erzeugt haben; endlich würde das allgemeine Bestreben, dessen jetzt nur die Deutschen allein fähig sind, ohne eigennützige Absichten, Wahrheit und Tugend öffentlich oder in der Stille durch Schriften oder Thaten zu befördern, nicht Statt finden, oder bald in einen eben so allgemeinen Hang ausarten, gemeinschaftlich den Raub von Nationen zu theilen, die man beglücken sollte. Wenn man die Vorzüge unserer Nation auf eine solche Art erwägt, so muß man nothwendig der Vorsehung danken, daß man als ein Deutscher, und gerade in dem Zeitpunkte geboren wurde, wo die Nation ihrem größten Ruhme so nahe war,

oder doch mit so starken Schritten entgegen ging.

Nidau am 13. Sept.

Jetzt ist unsere Abreise nach Basel und Deutschland unveränderlich auf den siebzehnten festgesetzt. Schwerlich werden Sie außer diesem Briefe noch einen andern von mir aus der Schweiz erhalten. Den gegenwärtigen will ich mit einer kurzen Erzählung dessen, was wir bey unserm dritten und letzten Aufenthalte in Bern gesehen haben, beschließen und alsdann fortschicken.

Als wir am 10. Sept. kurz vor Mittag in Bern ankamen, konnten wir im Falken kein Logis erhalten, weil alle Zimmer für den Großfürsten und den Herzog von Glocester bestellt oder schon eingenommen waren. Wir kamen aber doch auf die Empfehlung unsers bisherigen Wirths in einem andern guten Gasthofe unter, und baten uns bey unserm vortrefflichen Freunde Herrn Pfarrer Rengger zu Gaste, weil im Falken keine Table d'hôte gehalten wurde. Ungefähr um 12 Uhr kehrte der Großfürst mit seinem Gefolge, wie es scheint, vergnügt aus dem Grindelwalde zurück. Überhaupt sagt man,

daß dieser Herr auf seiner Reise nicht leicht vergnügter gewesen sey als in der Schweiz, wovon die Ursache nicht schwer zu finden ist. Er wird hier nicht so unaufhörlich becourt, nicht beständig mit Jagden, Feuerwerken, Schauspielen, Maneuvres, Banketen und andern Feyerlichkeiten gequält, von denen man sich leicht vorstellen kann, wie unerträglich einförmig und ekelhaft sie zuletzt werden müssen, wenn man sich in ihrem Kreise fast ein ganzes Jahr bewegt hat. Die Regierung von Bern hatte dafür gesorgt, daß dem hohen Gaste bequeme Wohnungen und gutes Essen bereitet wurde; allein sie beschwerte ihn niemahls durch ehrfurchtsvolle Abgeordnete oder beständig begleitende Chevaliers d'honneur, und er fühlte also vielleicht zum ersten Mahle in der Schweiz, welch eine Seligkeit es sey, frey von dem Zwange der Etikette großer Höfe zu reisen. Als der Großfürst nach Thun kam, lag eine schöne Gondel bereit, ihn aufzunehmen, und er erfuhr es nicht, daß das Fahrzeug einem andern Besitzer als dem Schiffer, der ihn führte, zugehöre. Beym Aussteigen fand er das Schloß zu Interlaken geräumt, und er war darin eben so frey, als wenn er in einem Gasthofe gewohnt hätte. Auch hatte der Rath in Bern einen schmalen in Riemen hangen-

den Wagen verfertigen lassen, auf welchem die russischen Herrschaften Lauterbrunnen und Grindelwald mit größerer Gemächlichkeit als andere Reisende besuchen konnten. Bey ihrer Rückkunft nach Bern fanden sich der Herr Schuldheiß von Sinner und andere Magistratspersonen unbemerkt unter den Zuschauern, und traten nicht eher hervor, als bis sie merkten, daß der Großfürst mit ihnen reden oder Befehle ertheilen wollte. Dieser künftige Beherrscher des größten Reichs auf der Erde war so gnädig, sich gegen den Schuldheißen von Sinner darüber zu entschuldigen, daß er in Bern in seinen Reisekleidern erscheine, und setzte mit der schmeichelhaftesten Huld hinzu: daß er sich damit tröste, daß er die Uniform des Staats (nähmlich Roth mit Schwarz) trage. Er legte selbst für einige junge Bauerkerle, die einen an ihn abgesandten Courier, ich weiß nicht bey welchen Anlässen, gemißhandelt hatten, die kräftigste Fürbitte ein, weil es ihn, wie er sich auf die menschenfreundlichste Art äußerte, schmerzen würde, daß um seinetwillen Unterthanen eines Staats leiden sollten, in welchem er so viel Vergnügen genossen hätte. Sie können leicht denken, daß ganz Bern über das herablassende Betragen des Großfürsten und seiner Gemahlinn entzückt ist.

Einige unserer Freunde waren so gütig, uns in den Tanzsaal selbst einzuladen, in welchem dem Herzoge und der Herzoginn von Glocester zu Ehren (denn der Großfürst hatte diese Ehre verbeten) ein großer Ball gegeben wurde. Weil wir aber alsdann in Feyerkleidern hätten erscheinen müssen, so nahmen wir lieber Billete auf die zweyte Loge an, wo wir die ganze Gesellschaft am besten übersehen konnten. Ungeachtet wir schon um sieben Uhr ins Hotel de Musique gingen, so fanden wir doch das ganze Haus so sehr angefüllt, daß wir nur mit genauer Noth so viel Platz gewinnen konnten, als wir stehend und in den kleinsten möglichen Raum zusammengedrängt nöthig hatten. Unter den Zuschauern, die den Platz so sehr beengten, waren viele Menschen vom Pöbel, die man in Republiken nicht mit so strenger und offenbarer Gewalt als in monarchischen Staaten von den öffentlichen Vergnügungen ausschließen darf. Nur der Herzog und die Herzoginn von Glocester waren als der König und die Königinn des Festes sammt ihren schönen Kindern mit Prachtkleidern angethan; der Großfürst und die Großfürstinn hingegen erschienen als Gäste und Reisende in eben den Kleidern, in welchen sie den Tag über die Merkwürdigkeiten der Stadt besehen hat-

ten. Der Herzog eröffnete den Ball mit der Großfürstinn, die Herzoginn aber und der Großfürst tanzten nicht. Nachdem man mit den Menuetten fertig war, fing man eine kurze Zeit englische Tänze an und ging alsdann zu den lebhaften aber unterhaltenden Bernoises fort, in welchen das Walzen mit einem taktmäßigen Schritte abwechselt. Noch nie habe ich eine so schöne Tanzgesellschaft als in Bern beysammen gesehen; denn hier gilt eben das Gesetz, das in Frankreich allgemein aufgenommen ist, daß kein Frauenzimmer über dreyßig oder höchstens dreyßig und einige Jahre öffentlich tanzen darf. So beschwerlich diese unverletzliche Satzung des Wohlstandes auch manchem Frauenzimmer seyn mag, so hat sie doch für den Zuschauer die angenehme Folge, daß er bey großen Bällen meistens schöne oder doch noch mit den Reizen der Jugend geschmückte Tänzerinnen sieht. Ich glaubte sogar zu bemerken, daß die vornehmern und reichern ohne allen Streit oder Eifersucht den weniger edeln und begüterten, aber schönern und geübten Tänzerinnen die Ehre überließen, in den ersten Reihen zu tanzen, und sich mit einer beyspiellosen Bescheidenheit und Selbstkentniß in die hintern Reihen zurück zogen. Die Gesetze erlauben den bernischen Schönen

weder kostbares Geschmeide, noch stolze Federbüsche, allein mehr als durch diese werden sie durch ihre natürlichen Reize und durch die einfachen aber geschmackvollen seidenen Ballkleider geschmückt. Wir blieben bis nach Mitternacht im Hotel de Musique, ohne daß ich nur einen Augenblick lange Weile empfunden hätte. Am folgenden Tage nahmen wir von unsern Freunden und Gönnern Abschied, und brachten den letzten Mittag und Nachmittag auf dem Landgute des Herrn Prof. Ith zu, das eine vortreffliche Lage hat, und wo ich mich noch mehrere Stunden mit dem Herrn Pfarrer Sprüngli unterhielt. Leben Sie wohl, in einigen wenigen Tagen werde ich Ihnen schon näher kommen u. s. w.

Zehnter Brief.

Münster im Münsterthale
am 17. Sept.

Bester Freund!

Jetzt sind wir wirklich schon auf der Rückreise begriffen. Wir fuhren heute früh um sechs Uhr unter den aufrichtigsten Danksa-

gungen für die unzähligen Gefälligkeiten, die wir von unsern Freunden genossen hatten, und mit den wärmsten Wünschen für ihr Wohlergehen von Nidau ab. Indem wir den Jura hinan gezogen wurden, sahen wir noch oft mit Sehnsucht auf das artige Städtchen und die herrliche Landschaft zurück, wo wir so viele ruhige und unschuldige Vergnügungen genossen hatten. Nicht weniger oft und begierig heftete ich meine Blicke auf die prächtige Kette von Schneebergen, um mir ihre Bilder, wenn ich sie auch nicht wieder sehen sollte, recht dauerhaft einzuprägen. Je näher ich dem Punkte kam, wo sie mir entzogen werden sollten, desto öfter kehrte ich mich um, und desto mehr strengte ich meine Augen an, als wenn ich die in der Ferne und Nähe so oft angestaunten Berge noch nicht genug beobachtet hätte. Die traurige Stimmung, welche mein Gemüth durch die Trennung von so vielen theuern Gegenständen erhalten hatte, würde vermuthlich viel länger angehalten haben, wenn das enge Bergthal, zwischen welchem wir uns jetzt wieder eingeschlossen fanden, und das ich Ihnen gleich nach meiner Rückkehr von la Chaux de Fonds beschrieben habe, eben so dunkel und furchtbar als das erste Mal gewesen wäre. Allein jetzt wurde es von der Morgensonne erleuch-

tet, und war deßwegen so heiter, daß ich es an manchen Stellen kaum wieder erkannte. Vor Sonceboz wandte sich der Weg, den wir jetzt in das Münsterthal zu nehmen hatten, rechts, und von diesem Flecken bis an Pierre Pertuis fanden wir die Seiten der Berge zwar nicht ganz nackt, aber doch mit sehr dürftigen Weiden bedeckt. Pierre Pertuis, oder das Felsenthor, durch welches man ins Münsterthal kommt, rührte mich viel weniger, als ich erwartet hatte. Es werden bey diesem Eingange in das Münsterthal zwey Arme des Jura durch eine Felswand mit einander verbunden, die etwa hundert Schuh breit und achtzig Schuh hoch seyn mag. Durch diese Felswand hat entweder die Natur, oder die Hand des Menschen, oder beide zugleich eine Öffnung durchgebrochen, die fünf und zwanzig bis dreyßig Schuh breit und ungefähr eben so hoch zu seyn scheint, vormals aber höher war, weil man die neu angelegte Chaussee um mehrere Fuß erhöht hat. Ich gebe die Höhen und Breiten nach meinem eigenen Augenmaße an, weil ich finde, daß die Schriftsteller, in welchen ich genauere Messungen vermuthete, sehr von einander abweichen. Der Hauptgrund, warum mich dieses Felsenthor weniger afficirte, als ich gedacht hatte, lag nicht bloß in der Ver-

gleichung, die ich zwischen demselben und dem viel furchtbarern Urnerloche anstellte, sondern auch darin, daß man, so bald man es erblickt, ganz hindurch schauen kann, und unter dem Gewölbe selbst nicht ein heiliges Dunkel, sondern ein eben so helles Licht als unter freyem Himmel findet. Die gewöhnliche Meinung ist diese, daß die Römer diese Öffnung durchgebrochen haben, um sich eine Gemeinschaft zwischen der Stadt Aventicum und den Ländern jenseit des Jura zu verschaffen; allein darüber streitet man, ob der Weg, den man unter dem Felsen fortführte, eine via militaris gewesen, oder nur auf Befehl des Collegii Decurionum zu Aventicum, und unter welchen Kaisern er angelegt worden sey. Die Inschrift, die man an der nördlichen Seite der Felswand sieht, und die sie am genauesten in dem Dictionnaire de la Suisse finden, wird auf verschiedene Arten gelesen und ausgelegt; aus ihren unzweydeutigen Resten erhellt weiter nichts, als daß die Straße unter der Aufsicht eines Duumvirs aus Aventicum gebaut worden ist. So wenig sich dieses bezweifeln läßt, so unerwiesen und selbst unwahrscheinlich kommt es mir vor, daß die Römer den Fels zuerst und allein durchgebrochen haben. Die große und unnöthige Höhle an der linken Hand, wenn

man von Biel herkommt, scheint mir zu beweisen, daß die Natur selbst schon eine Öffnung gemacht, oder es wenigstens den Anwohnern sehr erleichtert hatte, die mäßige Scheidewand, die beide Thäler trennte, durchzubrechen. Wenn aber auch die Felswand von jeher unten eben so dick als oben gewesen wäre, so glaube ich doch nicht, daß die Unternehmung sie zu öffnen für die Bewohner des alten Helvetiens vor den Eroberungen der Römer zu groß gewesen sey. Die Peruaner und andere Völker, die noch weniger, oder wenigstens nicht mehr als die ältern Helvetier kultivirt waren, führten noch viel schwerere Werke aus, zu welchen sie nicht einmahl durch so wichtige Bewegungsgründe getrieben wurden. Die alten Helvetier diesseits des Felsenthors fanden eben so wenig als die jetzigen Schweizer in ihrem eigenen Lande so viel Salz, als sie brauchten, und nichts war ihnen daher wichtiger als ein Weg, auf welchem sie dieses unentbehrliche Bedürfniß aus den nördlichern Gegenden erhalten konnten. Vielleicht erweiterten also die Römer nur die Öffnung, welche die Natur und die Helvetier angefangen hatten. Wenn man das Felsenthor hinter sich hat, so bricht einige hundert Schritte rechts von dem Wege die Birs eben so reich als die Quel-

le bey Biel aus dem harten Felsen hervor, und treibt auch ungefähr in gleicher Entfernung mehrere Räderwerke. Das Münsterthal ist zwar viel romantischer, aber zugleich viel weniger fruchtbar als das St. Imberthal. Die Hauptursache der geringern Fruchtbarkeit ist wahrscheinlich die ganz entgegengesetzte Richtung; denn anstatt daß das St. Imberthal von Osten gegen Westen läuft, erstreckt sich das Münsterthal fast beständig von Norden gegen Süden, und ist daher den nördlichen Winden offen. Unterdessen scheint mir der Unterschied des Bodens von beiden nicht so groß als der Abstand der Industrie und Wohlhabenheit der Einwohner. Im Münsterthale findet man weder so häufige noch so schöne Dörfer als im Erguel, und Uhrmacher und Spitzenwirkerinnen sind entweder gar nicht da oder äußerst selten. Die Häuser in Tavannes oder Dachsfelden, wo doch einzelne sehr reiche Leute wohnen, gehören zu den schlechtesten, die ich auf der ganzen Reise gesehen habe. Sie sind nicht nur niedrig und mit schlechten Schindeln gedeckt, sondern haben auch nur wenige und kleine Fenster und Wände, die entweder ganz von Bretern oder oben unbearbeiteten Steinen zusammengesetzt sind. Das äußere Ansehen dieses Dorfs ließ uns gar nicht vermuthen,

daß wir à la croix blanche, wo wir zu Mittage speisten, so vortrefflich würden bewirthet werden, als wirklich geschah. Hier aßen wir die schmackhaftesten Krebse und Forellen in der ganzen Schweiz, welches sehr viel sagen will, da besonders ich beide aus unzähligen Bächen und Wassern gekostet hatte. Der interessanteste Theil unserer heutigen Reise war der Weg in der Felsenkluft, der ungefähr eine kleine Stunde vor Münster anfängt, und nicht weit vor diesem Flecken aufhört. Wenn man den Weg auf den Gotthard nicht gemacht hat, so kann man sich hier ein ziemlich ähnliches, wiewohl schwächeres Bild davon machen. Die Felsenketten im Münsterthale sind eben so hoch und kahl als die, zwischen welchen sich der Weg auf den Gotthard durchwindet, auch rücken sie eben so nahe zusammen, indem an manchen Stellen nur kaum für die Birs und die schöne Chaussee, die ihrem Erbauer, dem Bischofe von Basel, die größte Ehre macht, Raum genug bleibt; man erhält aber doch bey dem Anblicke der kolossischen Felsspitzen und Felswände im Münsterthale bey weitem nicht so starke Eindrücke als von denen an der Gotthardsstraße, weil die Birs nicht so wild als die Reuß ist, auch nicht in einem so tiefen Bette und in so fürchterlichen Fällen über so

ungeheure Felsstücke fortstürzt, sondern sanft und klar über seinen Grand hinfließt, und sich nur hin und wieder an kleine Bruchstücke von weichem Kalksteine stößt. Man sieht ferner im Münsterthale die entsetzlichen Bergfälle nicht, die den Wanderer an der Gotthardsstraße so oft in ein mit Furcht vermischtes Erstaunen setzen. Die Seiten der Berge sind wie die im Val de Travers, und das Bett der Birs mit mürbem aufgelöstem Schutte oder Fragmenten von Kalksteinen überstreut, und nur an einem Orte glaubte ich an umgestürzten Tannen Spuren von gefährlichen Lauinen wahrzunehmen. Bey einer gleichen Höhe und Nachbarschaft der einander gegenüberstehenden Berge vermißt man doch an den beiden Armen des gespaltenen Jura die unverkennbaren Merkmahle von Dauerhaftigkeit oder Unvergänglichkeit, womit die Urnerfelsen und selbst ihre Ruinen der Zeit zu trotzen scheinen. Die Felsmassen des Jura drängen dem Beobachter bey aller ihrer Höhe und Größe stets den Gedanken auf, daß sie als Berge nur noch jung sind, und daß sie wegen der geringern Festigkeit ihrer Bestandtheile wahrscheinlich solche Revolutionen nicht aushalten werden, als wodurch sie entstanden sind. Wenn sie also auch höher scheinen als die Gotthards=

gebirge, so haben doch die erhabensten und steilsten Felswände fast immer das Ansehen von Mauern oder von vergänglichen Werken der Kunst, und eben diese Felswände sind mit ganzen Reihen von Tannen besetzt, welcher Kranz von Bäumen an dem Rande von unersteiglichen Felswänden zwar einen reizenden und mahlerischen Anblick macht, aber auch zugleich die Empfindung des Großen schwächt. Ihre merkwürdigste Eigenthümlichkeit besteht in den prächtigen geräumigen Felsgrotten, die sie enthalten, und die bisweilen durch die Kunst gemacht zu seyn scheinen. Weil wir schon um fünf Uhr in Münster ankamen, so besahen wir das Dorf, und erstiegen auch eine Anhöhe, auf welcher die Ruinen eines alten Schlosses oder einer verfallenen Kirche stehen; allein wir gewannen keine schöne Aussicht, weil das Thal zu enge und die Berge, von denen es eingeschlossen ist, zu kahl oder unbebaut sind.

Basel am 18. Sept.

Wir reisten heute bald nach fünf Uhr von Münster weg, wo wir au cheval blanc ein gutes Abendessen, große Zimmer und reinliche Betten fanden. Die Forellen, die

man uns hier vorsetzte, waren auch vortreff- lich; man gestand aber selbst, daß sie denen in Tavannes nicht gleichkämen, und es gilt also auch hier das Gesetz, welches man in der übrigen Schweiz als wahr annimmt, daß Forellen um desto mehr von ihrer Güte verlieren, je weiter sie von der Quelle von Bächen gefangen werden. Bey Münster ist die Birs so reich an Forellen, daß man ih- rer immer genug haben könnte, wenn man sie auch täglich bey Hunderten finge. Diese Fischart verschwindet nur alsdann auf eine Zeit lang, oder wird wenigstens selten, wenn heftige Regengüsse oder Wolkenbrüche die Birs aufschwellen. Alsdann werden die Fo- rellen so wohl durch die trüben Wässer als durch den häufigen Grand und die Steine getödtet, die von den reissenden Fluthen in ihre Läger geschwemmt werden. Nicht weit von Münster kommt man in eine zweyte Fels- kluft, die nicht allein zwey Mahl so lang, sondern auch von andern Seiten viel wun- derbarer und majestätischer als die erstere ist, durch welche wir gestern gekommen wa- ren. Am meisten wird man gleich am Ein- gange in diese schaudervolle Felsenkluft ge- rührt. Hier thürmen sich himmelhohe und senkrechte Felsen empor, die denen an der Teufelsbrücke nichts nachgeben, und sich in

allen ihren Theilen so vollkommen entsprechen, daß es scheint, daß sie genau in einander passen würden, wenn eben die Gewalt, die sie vormahls aus einander riß, sie wieder zusammen fügen wollte. In der Folge werden die Anfangs nackten Felswände an sanftern Abhängen allmählich mit Bäumen und Gesträuchen bekleidet; sie weichen auch weiter aus einander, wodurch das Schauderhafte des Weges nicht wenig verringert wird; doch rücken an einer Stelle wieder zwey fürchterliche Felsen so nahe zusammen, daß sie den Durchgang gänzlich zu verschließen scheinen. Unter dem einen dieser überhangenden Felsen sind mehrere Häuser gebaut, in welchen verschiedene Räderwerke durch die Wasser der Birs getrieben werden. Gerade in der einsamsten und wildesten Gegend wurden wir von einem heftigen Sturme überfallen, der die Äste und Zweige der Bäume und Gesträuche wie Wellen in einander trieb, und dann gänzlich aus einander zu reissen drohte. Nur bey einem solchen Sturme und einem trüben drohenden Himmel kann man das Grausenvolle solcher Naturscenen, als diese Bergwege darbieten, ganz empfinden. Wenn man nicht weit von Delemont aus dem anderthalbstündigen und auf die Länge traurigen

Wege zwischen hohen Felsen und Bergen heraus kommt; so freut man sich, statt der wenigen schmutzigen Wohnungen und Hütten, denen man sich kaum zu nähern wagte, ein artiges Städtchen, und statt der dürren, mit zerbröckeltem Grande oder mit wildem Gebüsche und schwächlichen Tannen besetzten Bergseiten offene Fruchtfelder zu erblicken. Nicht weit hinter Delemont aber ziehen sich die parallel laufenden Bergreihen wieder zusammen, in welchen man zwar nicht mehr so gräßliche Felsen, aber doch nicht viel mehr Fruchtbarkeit als vorher wahrnimmt. Nur an der rechten Hand sieht man einzelne Streifen von schönen grünenden Wiesen, und links sind die Berge mehrmahls so sanft abhängig, daß Herden daran weiden können. Ungefähr eine halbe Stunde hinter Delemont steht eine Kirche oder ein Schloß auf dem Rande eines hohen steil abgeschnittenen Felsen, und etwas höher sieht man die Ruinen eines ältern Gebäudes, das ich nicht näher bestimmen will, weil ich nicht erfahren konnte, ob es eine Kirche, oder ein Kloster, oder ein Rittersitz gewesen sey. Auf dem halben Wege zwischen Laufen und Basel fand ich eine solche Fruchtbarkeit und Kultur des Landes, dergleichen mir in der Schweiz fast noch

nicht vorgekommen war. Eine beträchtliche Strecke schien fast ein einziger Garten zu seyn. Wenn sich das Bergthal öffnet, und der Jura an beiden Seiten sich zu senken anfängt, so kommt man an Weingärten, in welchen die Reben und Trauben größer als in der französischen Schweiz waren. Von den letzten Absätzen des Jura, die fast alle mit Trümmern von Ritterschlössern bedeckt sind, nahmen wir, wie von einem alten vertrauten Freunde, den wehmüthigsten Abschied, und täuschten uns mit der angenehmen Vorstellung, daß ein blauer Berg, den wir in der Ferne sahen, vielleicht noch eine Fortsetzung des Jura sey. Keine Regungen sind natürlicher als diese; denn einen großen Theil der reinsten und lebhaftesten Freuden unserer ganzen Reise haben wir auf dem Jura selbst oder doch an seinem Fuße genossen, und seiner stärkenden Luft haben wir gewiß zum Theile die erhöhte Heiterkeit des Gemüths und die gestärkte Gesundheit zu danken, die wir aus der Schweiz zurück bringen. So bald man den Jura hinter sich hat, so merkt man an der großen Fläche, in welcher das Auge sich verliert, daß man von einer ganz andern als der schweizerischen Natur umgeben sey. Man sieht zwar in der Nachbarschaft von Basel so wohl die

lothringischen als Schwarzwaldgebirge in der Ferne; allein diese Gebirge sind doch gegen diejenigen, die man in der Schweiz zu sehen gewohnt ist, nur klein, und werden durch die großen Entfernungen noch mehr verkleinert. Vor dem Thore, durch welches wir hinein fuhren, sind nur wenige mittelmäßige Gärten und gar keine schöne Landhäuser. Die alten krüpplichten und schmutzigen Stadtsoldaten, von welchen wir am Thore befragt wurden, machten mit der außerordentlichen Reinlichkeit der Einwohner, die gleich in den ersten Augenblicken auffällt, einen seltsamen Abstand.

Rappoltsweiler am 22. Sept.

Weil ich nur zwey Tage in Basel bleiben wollte, so war ich während dieses kurzen Aufenthalts so sehr zerstreuet, daß ich keinen Augenblick finden konnte, an diesem Briefe fortzuschreiben. Ich will aber jetzt nachhohlen, was ich versäumt habe. Gestern Abends nach acht Uhr kamen wir hier glücklich an, und fanden die Frau Doctorinn Leß im Schooße ihrer vortrefflichen Familie, von welcher auch wir auf das gastfreundlichste aufgenommen wurden.

Basel ist, wie bekannt, die größte, aber nicht die volkreichste Stadt in der Schweiz. Ihr Umfang ist viel beträchtlicher als der von Genf; allein sie enthält nicht mehr als dreyzehn, höchstens funfzehn tausend Einwohner, von welchen etwa der vierte Theil aus Fremden bestehen soll *). Nur in den höhern Quartieren der Stadt finden sich einige breite Straßen und schöne Häuser; in den niedrigern Gegenden aber sind die erstern nach alter Art bebaut, und oft so enge, daß mehrere Wägen sich gar nicht oder nur mit der äußersten Noth ausweichen können. Mit Basel ging es uns wie mit Nürnberg; wir stellten es uns viel öder vor, als wir es fanden. Das größere Gewimmel aber, das uns in Verwunderung setzte, wurde bloß durch den Jahrmarkt verursacht. Wir selbst bemerkten nachher, daß mit Gras bewach-

---

*) Nach einer gedruckten Tabelle betrug im J. 1780 die Zahl der Bürger und aller Mitglieder bürgerlicher Familien 7470, und die von Fremden, worunter Schirmsgenossen, Kaufmannsdiener, Taglöhner und Bediente von beiderley Geschlechte begriffen werden, 7330 Personen. Auf dem Lande stieg nach einer Zählung im J. 1774 die Zahl der Eingebornen auf 22898 und der Fremden auf 687.

sene Straßen nicht selten sind. Der Geschmack am Landleben scheint hier nicht so groß als in der übrigen Schweiz zu seyn; wenigstens habe ich nicht so viel Landsitze gefunden, als ich nach dem Verhältnisse des Reichthums der Bürger erwartete *). Unter den öffentlichen Gebäuden ist keines vorzüglich schön, und eben dieses gilt von den Spaziergängen. Auf dem Walle hat man keinen Schatten, und unter den Alleen neben dem Zeughause hat man keine Aussicht. Die letztere ist sehr schön von der Terrasse neben der Domkirche; allein hier ist der Platz wieder zu eingeschränkt. Daß ich in den drey Königen gewohnt, und den berühmten Todtentanz, die Grabmahle in der Hauptkirche,

*) Dieß Urtheil muß ein jeder Fremder fällen, der in Basel von der Seite hinein kommt, wovon ich hinein fuhr, und dann wieder die Gegend vor dem nach dem Elsaße zugekehrten Thore untersucht. Allein, der Schein trügt hier wie in ähnlichen Fällen. Die Baseler lieben das Landleben sehr, und es ist kaum ein reicher oder wohlhabender Einwohner, der nicht seinen Landsitz oder sein Landhaus hätte. Die schönsten Landsitze sind in einem Dorfe, das ungefähr eine Stunde vor der Stadt entfernt liegt; manche finden sich auch in den gebirgigen Gegenden des Baselergebiets.

die Bibliothek, das Fäschische Kabinett u. s. w. besucht habe, können Sie leicht denken. Ich werde Sie aber nicht mit einer langweiligen Wiederhohlung oft beschriebener Dinge ermüden. Der Gasthof zu den drey Königen gehört, was Tisch, Zimmer und Aufwartung betrifft, zu den ersten in der Schweiz, er ist aber nicht so groß als die Gasthöfe in den übrigen schweizerischen Städten. Die so oft gerühmte Aussicht von dem offenen Saale oder der Gallerie über dem Rheine ist mit der aus dem Schwerte in Zürch gar nicht, und nur kaum mit der aus der Wage in Genf zu vergleichen. Der Rhein bey Basel ist lange nicht so lebhaft als der Zürchersee, sondern fast so todt als der Genfer; seine Ufer sind nicht so fruchtbar und schön bebaut, und Alleen und Schneeberge fehlen gänzlich. Auf der Bibliothek habe ich mich weder um die gedruckten oder geschriebenen Bücher, noch um die unter den Trümmern von Augst gefundenen Alterthümer und andere Seltenheiten so viel bekümmert als um die Gemählde von Hollbein; nicht weil ich glaubte, daß ich die letztern besser beurtheilen könnte, sondern weil ich zu einer genauen Untersuchung der erstern keine Zeit hatte. Unter den kleinern Stücken von Hollbein gefielen mir zwey Kö-

pfe von Erasmus und einer von Amerbach am besten, und unter den größern zog ich das Abendmahl von diesem Künstler der Passion weit vor. In der letztern sind die Figuren zu sehr gehäuft und über einander geworfen, und selbst das Urtheil der Kenner, welche die Hand des Würflers so sehr bewundern, scheint mir zu verrathen, daß nichts Wichtigeres darin sehr zu bewundern sey. In dem Abendmahle ist der Kopf des Erlösers, noch mehr aber der des Judas mit außerordentlichem Ausdrucke gemahlt. Der vom Kreuze abgenommene Heiland hat meinem Urtheile nach nicht die Würde oder Majestät des Welterlösers, und mir kommt deßwegen die Überlieferung nicht unwahrscheinlich vor, daß Hollbein den Heiland nach einem ertrunkenen Juden geschildert habe. Die blutenden Wunden erregen auch kein Mitleiden, sondern Entsetzen und Abscheu. Noch viel mehr Vergnügen als auf der Bibliothek fanden wir in dem Kabinette des Herrn Rathsherrn Fäsch, das auf hundert funfzig tausend Thaler geschätzt wird, und Meisterstücke fast von allen großen Künstlern aus allen Schulen enthält. Es würde zu weitläuftig seyn, wenn ich Ihnen nur diejenigen Gemählde nennen wollte, die mir vorzüglich schön geschienen haben; ich will

Ihnen deßwegen nur ein einziges nennen, was mich am meisten angezogen hat. Dieß war eine heilige Familie von del Sarto, in welcher besonders in dem jungen Johannes die Zartheit des kindischen Alters und die sichtbare Anlage zu allem Guten, vorzüglich zu den sanftern Tugenden, mit unbeschreiblicher Kunst und Kraft ausgedrückt waren; und hier sah und empfand ich noch mehr, als ich bey einem Gemählde des jungen Tischbein in Stuttgard empfunden hatte. Dieß bezaubernde Gemählde hangt in einem kleinen Kabinette, aus welchem man vielleicht die schönste Aussicht in ganz Basel hat. Man sieht nicht nur den Rhein, wie er an der ganzen Stadt stolz herunter fließt, sondern wie er auch seinen Lauf zwischen den Grenzen zweyer großen Reiche ruhig fortsetzt, und überschaut fast mit einem Blicke die zusammenstoßenden Grenzen von Frankreich, der Schweiz und von Deutschland, und in Deutschland wieder das Gebiet von mehrern Herrschaften. Wenn ich in Basel wohnte, so würde ich Herrn Rathsherrn Fäsch um die Erlaubniß bitten, in diesem Kabinette von Zeit zu Zeit einige Stunden zubringen zu dürfen, und ich habe zu der Gefälligkeit dieses eben so geschmackvollen als reichen Mannes das Zu-

trauen, daß er mir meine Bitte nicht abschlagen würde.

Weil die Bandfabriken die Hauptquelle der Reichthümer so wohl des Bürgers als des Landmanns im Kanton Basel ausmachen, so war ich begierig, die Einrichtung dieser Fabriken und die Verfertigung einer so wichtigen Waare näher kennen zu lernen. Wir fuhren daher vorgestern mit meinem Freunde, Herrn le Grand, über Liestal nach Bubendorf, wo sich die würdigen Schwiegerältern meines Freundes schon einige Wochen aufgehalten hatten. Vor dem Albanithore, zu welchem wir hinaus fuhren, sahen wir mehrere schöne Landhäuser, als wir vor den übrigen Thoren bemerkt hatten. Die Gegend zwischen Basel und Bubendorf ist meistens trefflich bebaut; nur ist es Schade, daß man fast immer zu nahe mit Bergen umringt ist. In allen Dörfern hörten wir das Geräusch von Weberstühlen, deren wir, so bald wir in Bubendorf angekommen waren, mehrere besuchten. Ich glaube kaum, daß es zusammengesetztere Maschinen gebe als die Weberstühle, auf welchen die seidenen Bänder verfertigt werden. So leicht und einförmig die Bewegung der Arbeiter ist, so zahllos sind alle die Triebfedern und Theile, die dadurch in Bewegung gesetzt wer-

den, und meine Begleiter selbst sagten, daß ein langes Studium dazu gehöre, ehe man nur die Bestimmung aller einzelnen Theile, aus welchen die gemeinen Weberstühle bestehen, kennen lerne. Die erfinderischen Arbeiter oder Bauern machen aber oft Verbesserungen, die sie als das größte Geheimniß bewahren und keinem Fremden bekannt machen. Ich selbst sah den Weberstuhl eines solchen kunstreichen Bauers, der in der Absicht, den Mechanismus der von ihm erfundenen Triebwerke den Augen von Beobachtern zu entziehen, sie durch die Decke seiner Stube hindurch geführt und auf dem Boden verborgen hatte. Eben dieser Bauer zeigte uns eine Musterkarte von den schönsten Bändern, deren Zeichnungen er alle selbst erfunden hatte. Auf einigen Weberstühlen waren vier und zwanzig Stück Bänder aufgespannt, an welchen zugleich gearbeitet wurde. Die Zahl solcher Stücke nimmt, wie sich von selbst versteht, in gleichem Verhältnisse mit der Breite und Schönheit der Bänder ab. Es gibt Sorten von Band, von welchen ein einziger Arbeiter sechs hundert Ellen in einem Tage machen kann, und wieder andere, von welchen 260 Ellen nur 2 Loth schwer sind. Die Bauern werden gestraft, wenn ein Stück nur eine Kleinigkeit mehr

wiegt, als es wiegen sollte, weil alsdann etwas mehr Seide hinein gearbeitet ist, als worauf der Kaufmann Rechnung gemacht hat. Ein guter Weber soll jährlich von hundert bis vier hundert Thaler verdienen können. Es ist allerdings merkwürdig, daß Basel sich in dem größten Theile von Europa fast des Monopols der Bandfabriken bemächtiget hat, und daß keine der übrigen Städte, die andere viel reichere Manufakturen besitzen, und die Seide näher und wohlfeiler einkaufen, es den Baselerkaufleuten in diesem Punkte bisher hat gleich thun können. Zur Erklärung dieses Phänomens muß man wohl zuerst auf die weisen Verordnungen Rücksicht nehmen, welche die Regierung, vermuthlich auf Anrathen der Fabrikanten selbst, gemacht hat. Zu diesen gehört das Gesetz, nach welchem alle Kaufleute schwören müssen, daß sie eine jede Sorte Band von einer bestimmten Güte und zu einem gewissen Preise wollen verfertigen lassen. Durch dieß Gesetz wurde bisher der Kredit und die Güte der Baselerbänder gesichert; es könnte aber freylich nachtheilig werden, wenn andere Fabrikanten an andern Orten schlechtere und wohlfeilere Waare lieferten, und der größere Theil von Käufern die schlechte und wohlfeilere Waare der bessern und theuerern vor-

zöge. Die Baseler Fabrikanten konnten ferner bisher ihre vorzügliche Waare wohlfeiler als andere liefern, weil sie ihre Bänder auf dem Lande von Bauern arbeiten ließen, die sich nur alsdann an den Weberstuhl setzen *), wenn ihre Feldarbeiten ruhen, und die also auch die Arbeiten ihrer Nebenstunden wohlfeiler geben können als solche, die in theuern Städten ganz allein davon leben müssen. Ungeachtet aber das Manufakturiren auf dem Lande unläugbar wohlfeilere Preise macht, so hat es doch einen großen Nachtheil, daß nähmlich die Bänder nicht so sauber und reinlich bleiben, als wenn sie von Arbeitern gemacht würden, die gar keine andere Hantierung hätten. Ein anderer Vortheil der Baseler Fabrikanten ist dieser, daß den Bauern die Seide auf das genaueste zugewogen wird, und ihnen bey harter Strafe verboten ist, für ihre eigene Rechnung zu weben und Seide zu kaufen oder verkaufen, damit sie gar keine Versuchung haben, etwas davon zu entwenden.

---

*) Leider fängt das Fabriciren auch unter den Bauern im Baselergebiete an, Vernachlässigung des Feldbaues, Verwandlung der Äcker in Wiesen, sinkende Preise der Äcker und ausländische Pracht und Laster einzuführen.

Endlich wohnen diese Weber nicht nur in einem fruchtbaren Lande, sondern sind auch mit den fruchtbarsten Provinzen von Frankreich und Deutschland umgeben, und können also alle Nothwendigkeiten des Lebens viel wohlfeiler als in der übrigen Schweiz erhalten. Sie haben dabey fast gar keine Abgabe, die auf den Wein ausgenommen, die fünf und zwanzig Prozent beträgt. Auch werden die Kaufleute und Bürger durch keine Taxen oder Imposten beschwert, und finden es schon hart, daß sie ein halb Prozent von dem Werthe aller Bänder, die sie machen lassen, entrichten müssen. Wie viel diese Auflage betrage, können Sie leicht berechnen, wenn ich Ihnen melde, daß die Baseler Fabrikanten jährlich für drey Millionen Gulden an Bändern verfertigen lassen. Der gewöhnliche Gewinn von Fabrikanten, die sich selbst den größten Theil des Tages mit ihren Geschäften abgeben, besteht in zehn Prozenten, und reichere sollen sich auch mit sechs begnügen. Man kann nicht leicht eine Bandfabrik mit einigem Vortheile anfangen, ohne einen Fonds von anderthalb Tonnen Goldes zu haben; und selbst alsdann darf man nicht zu viel und zu lange Kredit geben. Manche Fabrikanten arbeiten bloß auf Commission, andere beziehen die Messen, und diesen sagt

man in der Schweiz nach, daß sie gegen alle andern Bandfabrikanten, die auf den Messen erscheinen, gleichsam einen Bund errichtet haben, und oft mehrere Messen hinter einander mit Schaden oder doch ohne Vortheil verkaufen, um ihre Nebenbuhler, die nicht so große Fonds haben, zu Grunde zu richten. Auf diese Art haben die Baseler schon mehrere junge Männer, die an andern Orten Bandfabriken angelegt hatten, gezwungen, ihre Unternehmungen aufzugeben, und in der ganzen Schweiz hat sich nur noch ein einziger Kaufmann in Aarau und zwar vorzüglich dadurch neben ihnen erhalten, daß er außerordentlich erfinderisch in neuen gefälligen Mustern ist, und daß er auch wohlfeilere Waare liefert, und diese durch Kolporteurs weit und breit verkaufen läßt. Auf dem Rückwege von Bubendorf sah ich in der Ferne die Überbleibsel von dem alten Augusta Rauracorum, die in weiter nichts als in aufgeworfenen Hügeln von Erde bestehen.

In keiner Stadt in der ganzen Schweiz kann man wohlfeiler als in Basel leben; das Fleisch kostet nicht so viel als bey uns; gutes Brot, das Pfund nur drey bis vier Kreuzer, und von Wein, dergleichen man dem Gesinde gibt, wird der Saum oder 1½

Ohm nur mit einem, und wie man ihn in guten Häusern trinkt, mit drey, höchstens vier Schild-Louisd'or bezahlt. Wegen der Wohlfeilheit des Weins gibt man Tagelöhnern, und selbst Waschweibern, täglich zwey Maß, und einem jeden Bedienten, wenn ich nicht irre, täglich die Hälfte. Die Aufwandsgesetze sind in Basel sehr strenge *), wie man in einer Republik erwarten muß, in welcher der gemeine Mann so viel Gewalt hat, und es also so leicht hindern kann, daß der Reiche nicht auf eine ihn zu sehr kränkende Art glänze. Man zwingt aber doch die Reichen nicht, wie in Zürch, zu Fuße zu gehen; ein jeder kann nach Belieben Equipage halten; nur dürfen die Kutschen, einen feinen Lack ausgenommen, keine andere Verzierungen haben. Bediente sind eins von den wenigen Stücken, die in Basel viel kostbarer als bey uns sind. Man zahlt einem Dienstmädchen außer beträchtlichen Geschen-

---

*) Sie werden aber, wie anderswo, eludirt. So soll man z. B. keine ganz seidene Kleider tragen; allein man trägt sie doch; nur läßt man in die seidenen Zeuge einige linnene Fäden einweben. Frauenzimmer lassen sich gar keine Gesetze vorschreiben. Die vielen Equipagen vertheuern das Futter und schaden der Viehzucht.

ken jährlich vierthalb Schild-Louisd'or, und bey diesem hohen Lohne kann es in guten Häusern noch darauf rechnen, daß es das Jahr über 24 neue Thaler oder sechs Schild-Louisd'or Trinkgeld erhält.

Basel ist demokratischer als irgend eine andere Stadt in der Schweiz, Genf, wie es vorher war, allein ausgenommen, und vielleicht demokratischer, als die kleinen Kantone selbst, wenn man nicht auf die Rechte, sondern auf die wirkliche Macht und den Einfluß sieht, welche der gemeine Mann hat und ausübt. Zwar hat das versammelte Volk weder die gesetzgebende Gewalt, noch wählt es die Häupter des Staats, und nicht einmahl die Mitglieder des kleinen und großen Raths, denn die erstern werden vom gesammten großen Rathe erwählt, und die Stellen in dem letztern werden von den Mitgliedern der Zunft besetzt, die einen Collegen verloren haben. Nichts desto weniger ist der gemeine Mann eben so mächtig, als wenn alle Gesetze von dem ganzen Volke durch die Mehrheit der Stimmen geheiligt oder abgeschafft, und alle Magistratspersonen auf eben die Art erwählt würden. Der erste Grund, warum der gemeine Mann in Basel eine so überwiegende Gewalt hat, liegt in der großen Zahl von Mitgliedern, aus welchen der höch-

ste oder gesetzgebende Körper, nähmlich der große Rath, besteht. Dieser große Rath enthält nicht weniger als 280 Mitglieder, zu welchen die funfzehn Zünfte der großen Stadt eine jede sechzehn, und die drey Gesellschaften der kleinern Stadt eine jede zwölf hergeben; die beiden Bürgermeister und Oberstzunftmeister mit eingerechnet. Bey dieser großen Zahl von Mitgliedern des regierenden Raths ist es in einer Stadt, die keinen Adel hat, und fast ganz aus Kaufleuten und Handwerkern besteht, nicht anders möglich, als daß viele Personen aus dem Pöbel hinein kommen, die Wahlgesetze mögen beschaffen seyn, wie sie wollen. Nun aber sind die Wahlgesetze in Basel mehr der uneingeschränktesten Demokratie als einer demokratischen Aristokratie angemessen. Alle Würden ohne Ausnahme, die der Bürgermeister ausgenommen, und alle Stellen des kleinen und großen Raths werden nicht durch Stimmen, sondern durchs Loos besetzt. Man wählt zwar jedes Mahl sechs Candidaten*); allein diese müssen um die erledigte Würde loosen, und es ist also unmöglich, auch solche Stellen,

*) Bey Professuren, Pfarreyen und Schulstellen werden nur drey Candidaten in das Loos gezogen.

zu welchen vorzügliche Talente, oder wie zu den Professoren ganz bestimmte Kenntnisse erfordert werden, demjenigen zuzuwenden, den die Stimme des Volks selbst für den würdigsten erkennt. Noch viel günstiger aber für die Demokratie ist die Einrichtung, nach welcher sechs Zünfte keine andere, als wirkliche Handwerker in sich selbst aufnehmen, und also auch keine andere als Handwerker in den großen Rath geben können. Wenn man mit diesen sechs und neunzig Handwerksleuten noch die sechs und dreyßig Mitglieder der kleinen Stadt und sechzehn andere von zwey getheilten Zünften verbindet, die zur Hälfte wirkliche Handwerker von ihrer Zunft, zur Hälfte aber andere Personen, die sich bloß haben einschreiben lassen, in den großen Rath geben, so bringt man schon mehr als die Hälfte der Mitglieder des großen Raths zusammen, die aus der Klasse der gemeinen Handwerker gezogen sind. Es gibt daher auch nirgends so mächtige Demagogen von niedrigem Stande, die von dem gemeinen Manne so sehr unterstützt werden, und im Staate so viel vermögen als in Basel. Selbst jetzt ist ein Bäcker aus der kleinen Stadt, der sich aber doch in seiner Jugend den Wissenschaften gewidmet hat, die wichtigste oder eine der wichtigsten Personen in

der ganzen Republik. Da der gemeine Mann allenthalben und auch in der Besetzung von Würden einen so großen Einfluß hat, und die Landvögte aus allen Bürgern ohne Unterschied gewählt werden können *), so ist zu verwundern, daß bisher die eifrigen Bewerbungen um einträgliche Ämter noch keine Bestechung nach sich gezogen haben. Außer Genf ist Basel unter den schweizerischen Städten wahrscheinlich die letzte, die daran gedacht hat, Capitalien zu belegen. Erst vor kurzem hat man 100000 Fl. ausgeliehen; der Schatz soll aber sehr beträchtlich seyn.

In Basel habe ich mehrere Beyspiele von der Verschlossenheit oder Verschwiegenheit zweyer Brüder erzählen hören, die fast allen Glauben übersteigen, und die ich auch nie würde geglaubt haben, wenn sie nicht in einer großen Gesellschaft als notorisch wären bestätigt worden. Einer von diesen Brüdern fuhr einstens von einem Landhause in die Stadt, und hatte nur allein seine Haushälterinn bey sich. Auf dieser Fahrt wurde der Kutscher von einem Unbekannten angerufen, der sich, so bald der Wagen still hielt,

*) Nur zwey Landvogteyen werden mit Bürgern, vier hingegen mit Gliedern des kleinen Raths besetzt.

ohne ein Wort zu verlieren, einsetzte, und nahe vor der Stadt eben so verschwiegen wieder ausstieg. Der Besitzer des Wagens fragte den Abend seine Haushälterinn, wer denn der Mann, der sich zu ihnen gesetzt habe, gewesen sey? Allein diese gestand aufrichtig, daß sie den Unbekannten nie gesehen, aber ihn für einen vertrauten Freund ihres Herrn gehalten hätte, der denselben eben so wenig als sie habe stören wollen. Ein anderes Mahl gingen oder fuhren beide Brüder spazieren, und einer von ihnen bemerkte, daß die Wiese, die sie vor sich sähen, außerordentlich schön sey. Der andere Bruder gab nicht das geringste Zeichen von Beyfall oder Tadel, sagte aber nach drey Stunden, in welchen kein Wort gesprochen war, auf ein Mahl, daß die Wiese doch an der einen Seite zu niedrig und feucht sey. Diese moralische Idiosynkrasie ist um desto merkwürdiger, da sie einer ganzen Familie eigenthümlich seyn soll. Verschlossenheit oder Verschwiegenheit in einem so hohen Grade ist gewiß eben so selten als diejenige Ernsthaftigkeit, die niemahls durch Lachen oder Lächeln erheitert wird.

Gestern fuhren wir gleich nach fünf Uhr von Basel ab. Nach einer halben Stunde kamen wir in das französische Gebiet, und

nun segneten wir zum letzten Mahle das glückliche Land der Freyheit, in welchem wir so viel Schönes und Großes gesehen und so viel Gutes genossen hatten. Das erste, was mir auf der französischen Grenze in die Augen fiel, war ein Crucifix und ein armseliger Commis, und bald nachher zerlumpte Bauern mit hagern Gesichtern. Dieser Anblick preßte mir das Herz zusammen; indem ich auf ein Mahl an alle die ungeheuern Bedrückungen und Betrügereyen dachte, welche die Finanzbedienten gegen das geduldig leidende Volk und den verschuldeten König ausüben. Meine Traurigkeit wurde aber doch in der Folge durch den Anblick der Städte und Dörfer gemildert, durch welche wir kamen, und die fast durchgehends bequem und niedlich gebaut sind. Das Elsaß hat bis jetzt viele Vorrechte vor den übrigen Provinzen, die ihm immer mehr und mehr beschnitten werden, und durch deren Verlust dieß herrliche Land den übrigen Theilen der französischen Monarchie immer ähnlicher wird. Der Anblick der unermeßlichen Fläche des Oberelsasses hat besonders für denjenigen, der aus der Schweiz kommt, etwas Erweiterndes, und es ist, als wenn die Sphäre von Kräften und Wirksamkeit, die man in sich fühlt, sich in gleichem Verhältnisse mit dem Horizonte

ausdehnte; allein diese für die ersten Augenblicke bezaubernde Aussicht in eine grenzenlose Landschaft wird bald einförmig und ermüdend. Die große Straße theilt das Elsaß fast in zwey Hälften, und läuft beynahe in gleicher Entfernung von den lothringischen Gebirgen und vom Rheine, den man nirgends wahrnimmt, hinter welchem sich aber die dunkeln Schwarzwaldgebirge empor heben. Beide Ketten von Gebirgen, die den Gesichtskreis zur Linken und zur Rechten schließen, liegen in so unerreichbarer Ferne, daß man an ihnen nichts unterscheiden kann, und wenn man also nicht von der großen Straße abweicht, so ist es schwer zu begreifen, wo die große Menge von Elsasser Weinen, die man in alle umliegenden Gegenden ausführt, gebaut werden. So weit das Auge reicht, sieht man von der Straße fruchtbare gut bebaute Felder, aber nur sparsam zerstreute Örter, noch seltner Wäldchen, Bäume, oder Bäche und einzelne Höfe. In Meyenheim, einem Flecken, der acht Stunden von Basel liegt, und wo wir kurz vor unserer Abreise das Vergnügen hatten, Herrn und Madame Pfeffel aus Colmar zu treffen, merkten wir es zum ersten Mahle an den schlechten und unsaubern Speisen, daß wir nicht mehr in der Schweiz reisten.

nun segneten wir zum letzten Mahle das glückliche Land der Freyheit, in welchem wir so viel Schönes und Großes gesehen und so viel Gutes genossen hatten. Das erste, was mir auf der französischen Grenze in die Augen fiel, war ein Crucifix und ein armseliger Commis, und bald nachher zerlumpte Bauern mit hagern Gesichtern. Dieser Anblick preßte mir das Herz zusammen; indem ich auf ein Mahl an alle die ungeheuern Bedrückungen und Betrügereyen dachte, welche die Finanzbedienten gegen das geduldig leidende Volk und den verschuldeten König ausüben. Meine Traurigkeit wurde aber doch in der Folge durch den Anblick der Städte und Dörfer gemildert, durch welche wir kamen, und die fast durchgehends bequem und niedlich gebaut sind. Das Elsaß hat bis jetzt viele Vorrechte vor den übrigen Provinzen, die ihm immer mehr und mehr beschnitten werden, und durch deren Verlust dieß herrliche Land den übrigen Theilen der französischen Monarchie immer ähnlicher wird. Der Anblick der unermeßlichen Fläche des Oberelsasses hat besonders für denjenigen, der aus der Schweiz kommt, etwas Erweiterndes, und es ist, als wenn die Sphäre von Kräften und Wirksamkeit, die man in sich fühlt, sich in gleichem Verhältnisse mit dem Horizonte

ausdehnte; allein diese für die ersten Augenblicke bezaubernde Aussicht in eine grenzenlose Landschaft wird bald einförmig und ermüdend. Die große Straße theilt das Elsaß fast in zwey Hälften, und läuft beynahe in gleicher Entfernung von den lothringischen Gebirgen und vom Rheine, den man nirgends wahrnimmt, hinter welchem sich aber die dunkeln Schwarzwaldgebirge empor heben. Beide Ketten von Gebirgen, die den Gesichtskreis zur Linken und zur Rechten schließen, liegen in so unerreichbarer Ferne, daß man an ihnen nichts unterscheiden kann, und wenn man also nicht von der großen Straße abweicht, so ist es schwer zu begreifen, wo die große Menge von Elsasser Weinen, die man in alle umliegenden Gegenden ausführt, gebaut werden. So weit das Auge reicht, sieht man von der Straße fruchtbare gut bebaute Felder, aber nur sparsam zerstreute Örter, noch seltner Wäldchen, Bäume, oder Bäche und einzelne Höfe. In Meyenheim, einem Flecken, der acht Stunden von Basel liegt, und wo wir kurz vor unserer Abreise das Vergnügen hatten, Herrn und Madame Pfeffel aus Colmar zu treffen, merkten wir es zum ersten Mahle an den schlechten und unsaubern Speisen, daß wir nicht mehr in der Schweiz reisten.

nun segneten wir zum letzten Mahle das glückliche Land der Freyheit, in welchem wir so viel Schönes und Großes gesehen und so viel Gutes genossen hatten. Das erste, was mir auf der französischen Grenze in die Augen fiel, war ein Crucifix und ein armseliger Commis, und bald nachher zerlumpte Bauern mit hagern Gesichtern. Dieser Anblick preßte mir das Herz zusammen; indem ich auf ein Mahl an alle die ungeheuern Bedrückungen und Betrügereyen dachte, welche die Finanzbedienten gegen das geduldig leidende Volk und den verschuldeten König ausüben. Meine Traurigkeit wurde aber doch in der Folge durch den Anblick der Städte und Dörfer gemildert, durch welche wir kamen, und die fast durchgehends bequem und niedlich gebaut sind. Das Elsaß hat bis jetzt viele Vorrechte vor den übrigen Provinzen, die ihm immer mehr und mehr beschnitten werden, und durch deren Verlust dieß herrliche Land den übrigen Theilen der französischen Monarchie immer ähnlicher wird. Der Anblick der unermeßlichen Fläche des Oberelsasses hat besonders für denjenigen, der aus der Schweiz kommt, etwas Erweiterndes, und es ist, als wenn die Sphäre von Kräften und Wirksamkeit, die man in sich fühlt, sich in gleichem Verhältnisse mit dem Horizonte

ausdehnte; allein diese für die ersten Augenblicke bezaubernde Aussicht in eine grenzenlose Landschaft wird bald einförmig und ermüdend. Die große Straße theilt das Elsaß fast in zwey Hälften, und läuft beynahe in gleicher Entfernung von den lothringischen Gebirgen und vom Rheine, den man nirgends wahrnimmt, hinter welchem sich aber die dunkeln Schwarzwaldgebirge empor heben. Beide Ketten von Gebirgen, die den Gesichtskreis zur Linken und zur Rechten schließen, liegen in so unerreichbarer Ferne, daß man an ihnen nichts unterscheiden kann, und wenn man also nicht von der großen Straße abweicht, so ist es schwer zu begreifen, wo die große Menge von Elsasser Weinen, die man in alle umliegenden Gegenden ausführt, gebaut werden. So weit das Auge reicht, sieht man von der Straße fruchtbare gut bebaute Felder, aber nur sparsam zerstreute Örter, noch seltner Wäldchen, Bäume, oder Bäche und einzelne Höfe. In Meyenheim, einem Flecken, der acht Stunden von Basel liegt, und wo wir kurz vor unserer Abreise das Vergnügen hatten, Herrn und Madame Pfeffel aus Colmar zu treffen, merkten wir es zum ersten Mahle an den schlechten und unsaubern Speisen, daß wir nicht mehr in der Schweiz reisten.

nun segneten wir zum letzten Mahle das glückliche Land der Freyheit, in welchem wir so viel Schönes und Großes gesehen und so viel Gutes genossen hatten. Das erste, was mir auf der französischen Grenze in die Augen fiel, war ein Crucifix und ein armseliger Commis, und bald nachher zerlumpte Bauern mit hagern Gesichtern. Dieser Anblick preßte mir das Herz zusammen; indem ich auf ein Mahl an alle die ungeheuern Bedrückungen und Betrügereyen dachte, welche die Finanzbedienten gegen das geduldig leidende Volk und den verschuldeten König ausüben. Meine Traurigkeit wurde aber doch in der Folge durch den Anblick der Städte und Dörfer gemildert, durch welche wir kamen, und die fast durchgehends bequem und niedlich gebaut sind. Das Elsaß hat bis jetzt viele Vorrechte vor den übrigen Provinzen, die ihm immer mehr und mehr beschnitten werden, und durch deren Verlust dieß herrliche Land den übrigen Theilen der französischen Monarchie immer ähnlicher wird. Der Anblick der unermeßlichen Fläche des Oberelsasses hat besonders für denjenigen, der aus der Schweiz kommt, etwas Erweiterndes, und es ist, als wenn die Sphäre von Kräften und Wirksamkeit, die man in sich fühlt, sich in gleichem Verhältnisse mit dem Horizonte

ausdehnte; allein diese für die ersten Augenblicke bezaubernde Aussicht in eine grenzenlose Landschaft wird bald einförmig und ermüdend. Die große Straße theilt das Elsaß fast in zwey Hälften, und läuft beynahe in gleicher Entfernung von den lothringischen Gebirgen und vom Rheine, den man nirgends wahrnimmt, hinter welchem sich aber die dunkeln Schwarzwaldgebirge empor heben. Beide Ketten von Gebirgen, die den Gesichtskreis zur Linken und zur Rechten schließen, liegen in so unerreichbarer Ferne, daß man an ihnen nichts unterscheiden kann, und wenn man also nicht von der großen Straße abweicht, so ist es schwer zu begreifen, wo die große Menge von Elsasser Weinen, die man in alle umliegenden Gegenden ausführt, gebaut werden. So weit das Auge reicht, sieht man von der Straße fruchtbare gut bebaute Felder, aber nur sparsam zerstreute Örter, noch seltner Wäldchen, Bäume, oder Bäche und einzelne Höfe. In Meyenheim, einem Flecken, der acht Stunden von Basel liegt, und wo wir kurz vor unserer Abreise das Vergnügen hatten, Herrn und Madame Pfeffel aus Colmar zu treffen, merkten wir es zum ersten Mahle an den schlechten und unsaubern Speisen, daß wir nicht mehr in der Schweiz reisten.

Am 25. Sept.

Die letztern Tage habe ich dazu angewandt, die Stadt und umliegende Gegend zu besehen, und Herrn Pfeffel und seiner Akademie einen Besuch zu machen. Rappoltsweiler ist ein mittelmäßiges Landstädtchen, das weder schöne Straßen noch Gebäude hat. Das Schloß, welches wie die Stadt dem Prinzen Maximilian von Zweybrücken gehört, ist fast ganz verfallen, und die Schloßkirche ist in so bedenklichen Umständen, daß die Lutheraner gezwungen werden, vors erste ihren Gottesdienst in einer alten dumpfigen Orangerie zu halten. Der obere Schloßgarten wird noch einiger Maßen erhalten, der untere hingegen ist in eine Menge von kleinen Küchengärten zerstückelt und an einzelne Familien vermiethet worden. Zum Glücke ist man bisher nicht auf den Gedanken gekommen, die Alleen in dem letztern zu Gelde zu machen, ohne welche man gar keinen schattigen Spaziergang haben würde. Vor der Stadt ist ein mäßiger mit Bäumen bepflanzter Platz, auf welchem wenigstens im Herbste die Jugend aus der Stadt alle Sonntage bis in die einbrechende Nacht tanzt. Wir unterließen nicht diesen Schau-

platz ländlicher Vergnügungen zu besuchen. Vier Musikanten saßen in der Mitte des Platzes auf einem hohen hölzernen Gerüste, und spielten fast ohne Unterlaß. Ein so genannter Kilpbube oder Kilpknabe, der stattlich gekleidet, und mit einer großen, aus silbernen und goldenen Flittern zusammengesetzten Kokarde geschmückt war, lud die umstehenden Personen durch lustige Sprünge und Einfälle zum Tanzen und Einkaufe von Billetten ein, auf welche man am Ende des Festes zinnerne Schüsseln gewinnen kann, wenn ein brennendes Licht gerade bey der Abrufung der erhaltenen Nummer ausgeht. Ein jeder, der Lust hatte, trat mit seiner Schönen in die Reihe der Tanzenden, und tanzte so lange und so oft, als er wollte. Wir bewunderten die Behendigkeit, womit die meisten Tänzer und Tänzerinnen, besonders die letztern, sich in den schnellen Kreisen herum bewegten, die man beym Walzen beschreiben muß. Gewiß gibt es keine andere Art von Tänzen, wobey sich ein feiner Fuß und eine schöne Chaussüre so vortheilhaft zeigen läßt als bey dieser, die in dem obern Theile von Deutschland und in der ganzen Schweiz fast die einzige bekannte und gebräuchliche ist.

Vorgestern besuchten wir Herrn Pfeffel,

und brachten den ganzen Tag in seiner Akademie zu. Hier hatte ich Gelegenheit, den vortrefflichen Mann, den ich schon lange als einen unserer besten Dichter verehrt hatte, auch als einen muntern Gesellschafter, als einen warmen Freund, als einen zärtlichen Vater und Gatten und als einen unverdrossenen und gewissenhaften Erzieher der Jugend kennen zu lernen. Es gibt gewiß nur wenige Menschen, die durch das Bewußtseyn guter Gesinnungen und Handlungen so glücklich sind, und deren Umgang dem Herzen so wohlthätig ist als der von Herrn Pfeffel. Er wohnt jetzt mit seinen Eleven und den meisten Lehrern in einem großen weitläuftigen Gebäude, das seiner jetzigen Bestimmung vollkommen entsprechend ist. Die Eleven wohnen paarweise auf einzelnen Zimmern; ein jeder aber hat ein eigenes Bett und so viele Möbeln, als er zur Verwahrung seiner Wäsche, Kleider und Bücher nöthig hat. Betten und Stuben sind reinlich, aber doch nicht so musterhaft und gesucht sauber als in der Militärakademie in Stuttgard. Die Zahl der Eleven steigt nicht höher als auf vierzig; mehr nimmt Herr Pfeffel auf ein Mahl nicht an, weil er zweifelt, daß er eine größere Menge gehörig übersehen könnte. Diese vierzig Eleven sind in Compagnien ge-

theilt, unter welchen die eine die Ehrencompagnie genannt wird. Die Mitglieder dieser Compagnie werden von den Eleven durch die Mehrheit der Stimmen gewählt, und wir selbst waren bey einer solchen Wahl gegenwärtig. Ein jeder Eleve sagte Herrn Pfeffel in der Stille den Nahmen desjenigen ins Ohr, den er wegen seines Fleißes und guten Betragens dieser Ehre vor allen andern würdig hielt. Herr Pfeffel sammelte die Stimmen, und rief alsdann den Nahmen desjenigen aus, der die meisten Stimmen erhalten hatte. Die Ehrencompagnie macht gleichsam ein besonderes Tribunal aus, welches kleinere Vergehungen der Eleven, besonders gegen ihres Gleichen, ahndet, und sie gibt auch mehrere Mitglieder oder Beysitzer in den akademischen Senat, von welchem die gröbern Fehltritte gestraft, und Zeugnisse des Fleißes und Wohlverhaltens ausgefertigt werden. Die Absicht des Instituts ist nicht, eigentliche Gelehrte von Profession, sondern vorzüglich brauchbare Offiziere zu bilden. Alte Sprachen und wissenschaftliche Kenntnisse werden daher zwar nicht vernachlässiget, allein neuere Sprachen, besonders die französische, Zeichnen, Musik, Mathematik und körperliche Übungen machen doch die Hauptgegenstände des Unterrichts aus. Die Eleven

haben so viel Freyheit, daß ihnen ihr Aufenthalt nicht zur Last werden, und doch auch nicht so viel, daß sie dieselbe mißbrauchen könnten, indem sie nie ohne Aufsicht und Erlaubniß aus der Akademie gehen dürfen. Nicht Furcht oder militärische Strenge, sondern väterliche Liebe, Vernunft und Religion sind die Triebfedern, womit die Herzen der Jünglinge gelenkt und gebildet werden. Ich habe schon oft bewundernd fragen hören, wie es doch möglich sey, daß ein blinder Mann einem so weitläuftigen Institute so gut vorstehen könne; allein noch mehr würde man den Mann bewundern, wenn man sähe, mit welcher Kunst er die Gemüther der jungen Leute zu gewinnen und zu fesseln weiß. Die kindliche Liebe und Ehrfurcht, die er seinen Eleven einflößt, ist aber nicht bloß das einzige oder wichtigste Werkzeug, womit er junge Leute, während ihres Aufenthalts in der Akademie, zur Tugend und Arbeitsamkeit ausbildet; eben diese kindliche Liebe und Ehrfurcht dauern, wie das Andenken an die vortrefflichen Grundsätze, die er ihnen eingeprägt hat, meistens noch viele Jahre nach der Trennung von ihrem Lehrer fort, und ich selbst weiß es aus mehrern Beyspielen, daß Jünglinge nach langen Entfernungen sich in den wichtigsten Fällen an ihren

ehemahligen Lehrer und Rathgeber gewandt, und sich seinen Beystand auch in ihrem reifern Alter ausgebeten haben. Ich würde es daher immer für das Zeichen einer verkehrten und unbezwingbaren Natur halten, wenn das Herz eines jungen Menschen durch die Lehren und den Umgang von Herrn Pfeffel nicht erweicht und gebessert würde. Übrigens mag dieser vortreffliche Mann bey seinen Eleven ausrichten so viel oder so wenig er will, so können Ältern und Vorgesetzte überzeugt seyn, daß sie jedes Vierteljahr den ganzen Seelenzustand ihrer Kinder und Mündel auf das genaueste und umständlichste erfahren werden. Herr Pfeffel läßt alle drey Monathe Zeugnisse ausfertigen, in welchen unter gedruckten Rubriken, z. B. vertus, défauts, conduite u. s. w. alle guten Eigenschaften der Eleven so wohl als ihre Fehler, ihre Gesinnungen über die wichtigsten Gegenstände, das Betragen gegen Lehrer, Mitschüler und Bediente mit wenigen Worten ohne alle Schmeicheley bemerkt werden, und aus welchem also die Ältern und Vormünder von Zeit zu Zeit die Fortgänge der Ihrigen so wohl in der Bildung des Geistes als des Herzens sicher erkennen können. Diese Zeugnisse befeuern nicht nur die Bemühungen der Eleven im Guten, sondern sie sind auch be-

ruhigend für die Ältern, oder machen sie wenigstens auf die Fehler ihrer Kinder aufmerksam, wenn sie dieselben etwa vorher nicht gekannt oder gar genährt haben.

Rappoltsweiler liegt in einem Winkel oder auf den untersten Stuffen eines Amphitheaters, welches zwey zusammenlaufende Arme lothringischer Gebirge bilden. Die umliegende Gegend ist eine der fruchtbarsten im Elsasse, und liefert die edelsten Weine der Provinz, von welchen ein Ohm zu 24 Maß oder doppelt so vielen Quartieren gerechnet, zehn bis sechzehn Livres kostet, für welchen leztern Preis man aber schon alte und vorzügliche Weine erhält. In eben dieser Gegend wird auch der berühmte Strohwein bereitet, den selbst Kenner mit den theuersten ungarischen, oder griechischen und persischen Weinen verwechseln können. Man bezahlt die Bouteille auf der Stelle mit sechs bis acht Livres; allein es heißt auch, daß auf keine Art von Wein mehr gewonnen wird, indem die Trauben, aus welchen man eine Bouteille dieses köstlichen Weins preßt, um 30 Sous sollen gekauft werden können. Die Art, wie er gemacht wird, ist sehr einfach, und man zweifelt gar nicht daran, daß man nicht in andern Weinländern nach eben dieser Methode Weine von gleicher oder ähnlicher Güte

erhalten könne*). Man legt nähmlich die Trauben auf Breter, aber in Zimmern, die stets von der frischen Luft durchgestrichen werden, sorgt dafür, daß die faulenden ausgelesen werden, und läßt die gesunden bis in den Aprill liegen und alsdann auspressen. Die Reben sind so wohl hier als im übrigen Elsasse viel höher als in der französischen Schweiz, stehen aber auch weiter aus einander. Die Stäbe, womit sie gestützt werden, kosten zwey bis fünf Thaler das Hundert; im letztern Falle soll man sie aber auch zwanzig Jahre brauchen können. Die süßesten Trauben, die wir dieses Jahr gegessen haben, waren aus den hiesigen Weinbergen; genießbare erhielten wir schon in Genf, und noch bessere in Neufchatel; allein auch die besten reichen noch lange nicht an diejenigen, welche wir vor etwa sechs Jahren im Elsasse aßen. Die einzige Hoffnung, welche mir auf meiner sonst über alle Wünsche glücklichen Reise vereitelt worden, ist diese, womit ich mir noch im Anfange des letzten Monaths schmeichelte,

*) Ich wußte damahls nicht, was ich nachher erfahren habe, daß man in Franken und am Rheine Strohweine mache, die den elsassischen wenigstens gleich kommen oder sie gar noch übertreffen.

daß ich die Weinlese im Pays de Vaud mitfeyern, und ihr alsdann gleichsam den Rhein hinab nachreisen würde. Die Trauben sind im Ganzen genommen noch so sauer, daß man gar nicht weiß, wann man Weinlese halten wird, und fast fürchtet, daß man keine werde halten können. Viele Trauben, die kaum halb reif sind, fangen schon wegen des feuchten und kalten Wetters an am Stocke zu faulen.

Das obere Elsaß scheint nicht weniger als Schwaben und die flächere Schweiz in ältern Zeiten das Land von Raub- oder Ritterschlössern gewesen zu seyn. In der Nachbarschaft von Rappoltsweiler kann man in einem Bezirke von wenigen Stunden neun bis zehn zählen. Gleich hinter der Stadt liegen auf drey Absätzen von Bergen die Ruinen von eben so vielen Ritterschlössern, die ich an einem heitern Nachmittage vorzüglich in der Absicht besucht habe, um die umliegenden Gegenden zu überschauen. Die Berge, auf welchen die alten Ritter wohnten, sind jetzt wenigstens an der Seite, von welcher ich sie bestieg, mit hohem Heidekraute oder unbrauchbarem Gebüsche bewachsen. Wenn man sie erstiegen hat, so erblickt man so wohl zu beiden Seiten als hinter sich noch viel höhere Gebirge, auf deren einigen die

Überbleibsel von größern und besser erhaltenen Schlössern liegen, als diejenigen sind, die ich gesehen habe. Merkwürdig schien es mir, daß alle Berge nach Lothringen zu durchschnitten sind, oder in einer dem jetzigen Laufe des Rheins ganz entgegengesetzten Richtung angeschwemmt zu seyn scheinen. Ungeachtet die Aussicht nur nach einer Seite offen ist, so ist doch der Blick auf die fruchtbaren Gefilde des Elsasses und die große Menge von Städtchen, Flecken und Dörfern, die darin zerstreut sind, in einem hohen Grade entzückend. Scharfe oder gewaffnete Augen entdecken sogar den Rhein, die Festungen und Städte, die an dem deutschen Ufer liegen, und dringen bis an die Schwarzwaldgebirge vor, die sich aber wie eine schwärzliche Wolke an den äußersten Grenzen des Horizonts herziehen. So hinreissend aber auch der erste Blick auf die herrliche Landschaft ist, so erschöpft man sie doch bald, wenn man lange auf ihr verweilt, weil fast alle Gegenstände immer in demselbigen Lichte, derselbigen Gestalt und Entfernung erscheinen, und nicht wie gebirgige Gegenden durch unaufhörliche täuschende Decorationen verwandelt werden.

Straßburg am 28. Sept.

Heute will ich diesen, wie ich glaube, letzten Brief schließen, den Sie von mir erhalten werden. Da ich gar keine Hoffnung habe, die Weinlese zu erleben, so bin ich fest entschlossen, am neunzehnten oder zwanzigsten des folgenden Monaths in Göttingen zu seyn. Den Weg, den ich von Straßburg aus nehmen werde, habe ich schon ein Mahl gemacht, und es ist also nicht zu vermuthen, daß ich viele wichtige Bemerkungen machen sollte, die mir nicht das erste Mahl aufgestoßen wären, und die ich Ihnen nicht schon mitgetheilt hätte. Ich will also meinen Briefwechsel mit einigen Nachrichten über unsere Ankunft in Straßburg und besonders über den Apollonius unsers Zeitalters, den Grafen Cagliostro, schließen.

Die Gegend zwischen Rappoltsweiler und Straßburg ist dem übrigen Theile des obern Elsasses ähnlich, aber doch nicht so einförmig, weil die lothringischen Gebirge mit ihren romantischen Ruinen nicht so entfernt sind. Alle Dörfer sind gut angebaut, und man kann die Festung Schlettstadt wie Colmar schöne Städte nennen. Die elsassischen Chausseen sind viel breiter als die unsrigen und

als alle deutschen und die meisten schweizerischen zu seyn pflegen, wie ich vermuthe, hauptsächlich aus dem Grunde, weil sie nur einige Mahle im Jahre ausgebessert werden, und also zu sehr verdorben werden würden, wenn sie so schmal als die unsrigen wären. Bey aller ihrer Breite und Erhabenheit über die nächsten angrenzenden Felder hatten sie doch jetzt kaum ein so schönes Ansehen als die unsrigen. Sie waren fast durchaus mit großen Kieselsteinen bedeckt, die man weder zerschlagen noch mit Grand bedeckt hatte, und die nicht nur unsanfte Bewegungen, sondern auch einen rauhen Anblick verschafften. An vielen Stellen war die Chaussee gleichsam in zwey Hälften getheilt: in die eine, die befahren, und die andere, die noch mit unzermalmten Steinen bedeckt war, und die man wahrscheinlich nicht eher berührt, als bis die erste Hälfte zu sehr verdorben ist.

Wir waren vorgestern noch eine kleine Stunde von Straßburg entfernt, als wir das Vergnügen hatten, Herrn Doctor Leß und die vortreffliche Emmerichsche Familie anzutreffen. Auch bey Straßburg ist es auffallend, daß die Stadt mit so wenigen Gärten und Landhäusern umgeben ist. Die Stadt selbst schien mir dieß Mahl noch lebhafter und lachender, als ich sie vor mehreren

Jahren gefunden hatte. Ich bewunderte von neuem das majestätische Gebäude des Münsterthurms; allein diese kühne Pyramide schien mir jetzt lange nicht so hoch zu seyn als vormahls, weil meine Fantasie mir noch ganz frische Bilder von höhern Massen vorhielt. Viel größer fand ich dieß erstaunliche Werk, als ich es von der so genannten Platte betrachtete, bis wohin auch die schwindlichsten Personen den Münsterthurm ersteigen können. Hier erschienen mir die Menschen, die sich auf dem freyen Platze vor der Kirche bewegten, und noch mehr die Haufen von Menschen, die sich zu den Thoren hinaus stürzten, Haufen von Insecten, und ihre Geschäftigkeit dem Gewühle von Ameisen gleich. Die Aussicht vom Münster würde unendlich gewinnen, wenn man einige beschneyte Alpenspitzen wahrnehmen könnte, die man noch ganz deutlich im Thale bey Rappoltsweiler sieht.

Schon ehe ich nach Straßburg kam, wußte ich fast gewiß, daß ich den Grafen Cagliostro nicht in der Nähe sehen, oder wenigstens nicht sprechen würde. Ich hatte es von mehrern Personen gehört, daß er unter keiner Bedingung Besuche von gesunden und neugierigen Reisenden annehme, und daß er solche, die ohne krank zu seyn in seinen Au-

dienzen erscheinen, auf die gröbste Art als Spione behandle. Eine Krankheit zu erdichten, schien mir meiner unwürdig, und wenn dieß auch nicht meinem Charakter widersprochen hätte, so würde ich doch Bedenken getragen haben, durch meinen Besuch, der von einem oder dem andern hätte mißgedeutet werden können, etwas zur Vermehrung oder Bestätigung des Ansehens eines Mannes beyzutragen, den ich gern der ganzen Welt verdächtig machen möchte. Ungeachtet ich aber den neuen Äskulap nicht in der Nähe, sondern in einer schnell vorüberfahrenden Kutsche gesehen habe, so glaube ich doch, ihn näher zu kennen, als viele, die sich Monathe lang bey ihm aufgehalten haben. Er war mir schon lange eine zu merkwürdige Erscheinung und ein zu wichtiger und charakteristischer Zug unsers Zeitalters, als daß ich ihn nicht, so viel mir möglich war, in der Ferne hätte beobachten, und durch die sorgfältigsten Erkundigungen mich ihm hätte nähern sollen. Ich habe unzählige Personen aus allerley Ländern über ihn gefragt, und nach den Zeugnissen der glaubwürdigsten unter ihnen muß ich nothwendig annehmen, daß der Graf Cagliostro von jeher mehr Betrüger als Schwärmer war, und daß er das erstere noch immer fort ist. Über sein Vaterland

habe ich nichts Gewisses erfahren können. Einige geben ihn für einen Spanier, andere für einen Juden, oder Italiäner, oder Ragusaner, oder gar für einen Araber aus, der einen asiatischen Prinzen beredet habe, seinen Sohn nach Europa zu schicken, und der diesen Sohn auf der See hingerichtet habe, um sich seiner Schätze bemächtigen zu können *).

---

*) Da der Graf v. Cagliostro in der Nachbarschaft unsers Vaterlandes sein Ansehen eingebüßt und schädlich zu seyn aufgehört hat, so würde ich über ihn kein Wort weiter verloren haben, wenn nicht Herr Schlosser (im Aprill des Museums 1787) daraus, daß ich den Grafen nur habe vorüber fahren sehen, einen Grund hergenommen hätte, um mein Urtheil verdächtig zu machen. Auf eben der Seite aber, wo ich sagte, daß ich den Grafen nicht einmahl in der Nähe, sondern nur in einer schnell vorüberfahrenden Kutsche gesehen hätte, auf eben dieser Seite hätte Herr Schlosser auch lesen können, „daß ich mich dem Grafen schon in der Ferne durch die sorgfältigsten Erkundigungen zu nähern gesucht, daß ich unzählige Personen aus allerley Ländern über ihn gefragt hätte, und daß ich nach den Zeugnissen der glaubwürdigsten unter ihnen annehmen müßte, daß er noch jetzt mehr Betrüger als Schwärmer sey." — Da Herr S. unmöglich wissen kann, wie genaue Untersuchungen über den Grafen Cagliostro

Weil der angebliche Graf alle Sprachen, die man ihn reden hört, schlecht spricht, und wahrscheinlich den größten Theil seines Lebens unter falschen Nahmen außer seinem Vaterlande zugebracht hat, so wird es vielleicht nie möglich seyn, auf die Spur seiner Abkunft zu kommen. Die Lehrer, von welchen er ist unterrichtet worden, und die Städte, wo er

---

ich angestellt habe, so versichere ich ihn hiermit nochmahls, daß ich alles, was er mir von Untersuchungsgeiste zugestehen mag, angewandt habe, um den angeblichen Wundermann kennen zu lernen. Herr S. wird aber doch wohl nicht annehmen, daß man Personen nur alsdann kennen lernen und beurtheilen könne, wenn man lange mit ihnen umgegangen sey? Wenn ich auch vorher noch in Ansehung des Grafen ungewiß gewesen wäre, so würde mich allein sein Mémoire, das er in der Halsbandssache heraus gab, zu dem Urtheile bestimmt haben, daß er ein Charlatan und Betrüger sey. Die Heilung der Madame S. in Basel ist gar kein Gegenbeweis gegen dieß Urtheil, denn unzählige Charlatane haben einzelne Kranke geheilt. Wenn Herr Schlosser die Heilungsgeschichte der Mad. S. so zuverlässig erfahren hätte, als ich sie erfahren habe, so würde er weiter keine Gründe und Facta brauchen, um den Hersteller der Gesundheit dieses Frauenzimmers für einen Charlatan und Betrüger zu erklären.

die ersten Proben seiner geheimen Wissenschaften abgelegt hat, kenne ich eben so wenig als sein Vaterland; aber das weiß ich gewiß, daß er sich vor nicht gar langer Zeit in Rußland und andern nordischen Ländern für einen Magus ausgab, und so wenig Beyfall erhielt, daß er seinen Schauplatz bald verändern mußte. Seine oft mißlungenen Gaukeleyen machten ihn immer feiner und vorsichtiger; er lernte gleichsam allmählich an sich selbst aus, und genoß vielleicht auch den Rath von Männern, in deren Hand er in der Folge ein Werkzeug des Aberglaubens und der Schwärmerey wurde. Bey seiner Ankunft in Straßburg schloß er sich zuerst an die Maurer an, allein nur so lange, als er für sich selbst noch nicht fest genug zu stehen glaubte. Er gewann bald die Gunst des Prätors und Cardinals, und durch diese die Gunst des Hofes in einem solchen Grade, daß seine Gegner nicht einmahl daran denken können, ihn stürzen zu wollen. Mit dem Prätor und Cardinale soll er wie mit Personen umgehen, die ihm unendlich viel, und denen er nichts zu danken hätte; auch braucht er die Equipage des Cardinals eben so frey als seine eigene. Er gibt vor, daß er Gotteslaügner riechen könne, und daß er durch ihre Ausdünstungen in epileptische Zuckungen versetzt

werde, in welche heilige Krankheit er, wie ein ächter Jongleur, fallen kann, wenn er will. Öffentlich rühmt er sich nicht mehr der Herrschaft über Geister und anderer magischen Künste; allein ich weiß es eben so gewiß, daß er noch jetzt Geister hervor rufen, und durch ihre Hülfe und Erscheinungen Krankheiten heilen zu können vorgibt, als ich es weiß, daß er von der Natur des menschlichen Körpers, von der Natur seiner Krankheiten und dem Gebrauche aller gewöhnlichen Heilmittel nicht mehr als jeder Charlatan versteht. Seine ganze Heilungskunst ist, wie die aller berüchtigten Magier und Wunderthäter alter und neuer Zeit, nur allein oder doch hauptsächlich auf Nervenkrankheiten eingeschränkt, bey denen durch die Diät, durch einige heroische Arzeneyen, am meisten aber durch den starken Glauben an die Wundergaben, und die magischfeyerlichen Zurüstungen des Arztes unglaublich viel ausgerichtet werden kann. Nach den glaubwürdigsten Erzählungen von Personen, die ihn lange beobachtet haben, ist er ein über alle Vorstellungen heftiger, unbesonnener und unbeständiger Mann, und der glücklichste Einfall also, den er vielleicht in seinem Leben gehabt hat, war unstreitig dieser, daß er sich gleichsam unzugänglich machte, und die hartnäckigste Zu-

rückhaltung als ein Bollwerk um sich herzog, ohne welche Vorsicht er gewiß schon lange ertappt oder ausgehohlt worden wäre. Darin that man ihm eine Zeit lang Unrecht, daß man glaubte, er theile mit seinem Apotheker die Vortheile des Verkaufs der Arzeneyen, die er seinen Patienten verschriebe. So bald Cagliostro hörte, daß man dergleichen Argwöhne hege, änderte er sogleich seinen Apotheker, und nöthigte ihn (so habe ich wenigstens von mehrern gehört) die Arzeneyen so wohlfeil zu verkaufen, daß er nur wenig dabey gewinnen kann. Er selbst nimmt für seine Bemühung weder Bezahlung noch Geschenke, und wenn die letztern von der Art sind, daß er sie ohne Beleidigung nicht ausschlagen kann, so macht er sogleich Gegengeschenke, die eben so viel oder noch mehr werth sind als die, welche er empfangen hat. Ja er nimmt von seinen Patienten nicht allein nichts, sondern nimmt sie oft Monathe lang in sein Haus und an seine Tafel auf, ohne sich die geringste Vergeltung aufdringen zu lassen. Bey dieser, wie Sie leicht denken können, sehr in die Augen fallenden Uneigennützigkeit macht er einen beträchtlichen Aufwand, spielt hohe Spiele, verliert fast beständig an Damen, so daß er nach dem mäßigsten Anschlage wenigstens 20000 Livres

jährlich verzehren muß. Das Seltsamste bey dem großen Aufwande dieses Mannes ist der Umstand, daß kein Mensch weder die Quellen weiß, aus welchen, noch die Hände, durch welche er beständig so viel Geld erhält. Er hat niemahls beträchtliche Summen auf der Post bekommen. Kein Wechsler hat ihm je Geld ausgezahlt, und kein Juwelier hat Edelsteine von ihm eingekauft, wiewohl mich jemand versichert hat, daß er in Sachsen große Schätze so wohl an baarem Gelde als an Kleinodien bey sich gehabt hätte. Diese Dunkelheit, welche Cagliostro vorsetzlich über die Quellen seiner Einkünfte und seines Aufwandes verbreitet, hat noch mehr als seine Uneigennützigkeit und angeblichen Wunderkuren das Vorurtheil befördert, daß er ein göttlicher außerordentlicher Mann seyn müsse, der die Natur in ihren geheimsten Wirkungen belauert, und ihr unter andern Geheimnissen auch das des Goldmachens abgestohlen habe. Meiner Meinung nach hätte man aus dem geheimnißvollen Wesen des Grafen weiter nichts schließen sollen, als daß er vermuthlich mit einer Gesellschaft von Menschen in Verbindung stehe, die durch ihn gewisse ihnen sehr wichtige Zwecke befördern wollen, und denen es ein Leichtes ist, nicht nur den Aufwand des Dieners ihrer Absichten zu bestreiten, sondern ihm auch große

Summen zukommen zu lassen, ohne daß irgend ein anderer Mensch etwas davon erfahren könne. Wenn Cagliostro auch die Kunst Gold zu machen verstände, so müßte man doch wenigstens annehmen, daß jemand die von ihm verwandelten Goldmassen oder Goldstangen gesehen oder gekauft hätte. Mit einer Mischung von Wehmuth und Unwillen gegen unser Zeitalter schreibe ich es nieder, daß dieser Mann nicht nur unter manchen Großen, die von jeher von solchen Menschen am leichtesten berückt worden sind, sondern auch bey manchen Gelehrten, und selbst Ärzten und Naturforschern, Eingang gefunden hat. Wenn wir Deutschen so verdorben wären als die Römer und Griechen im ersten und zweyten Jahrhunderte, so wollte ich so gewiß, als irgend ein Prophet je geweissagt hat, die Rückkehr der neuplatonischen Philosophie und der damit verbundenen Barbarey verkündigen.

Ende des dritten Theils.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

XXXXX. (1-6) XII.89

J. Fiedler

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Meiners, Christoph,

Briefe über die Schweiz mit Kupfern

Bd.: 3

Wien 1792

Res/It.sing. 1443 h-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10921485-6
VD18 80023495-001